

Editorial

Erwägen, Forschung und Lehre, Werner Loh

Seminarbericht

Auf Basis der EWE-Diskussionseinheit zu Beharrung und Wandel – ist wirtschaftliche Evolution theoriefähig? (EWE, Jg. 15, 2004, Heft 1: S. 33-143)

Erwägung als Prozess der Selbstorganisation – Seminarbericht zur Erwägung einer Grundsatzfrage der Evolutorischen Ökonomik

Friedrun Quaa und die Studierenden Ronny Bechmann, Nils Bretschneider, Mathias Hagen, Ulrike Mühler, Simone Schüller, Sebastian Thieme, Marliese Weissmann

Hauptartikel

Kritik *Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme*, Jo Reichertz
Lars Allolio-Näcke und Jürgen van Oorschot, Georg Breidenstein, Franz Breuer, Thomas Brüsemeister, Thomas S. Eberle, Hannelore Faulstich-Wieland und Peter Faulstich, Uwe Flick, Detlef Garz, Jochen Gläser und Grit Laudel, Heiko Grunenberg, Ronald Hitzler, Gerd Jüttemann, Mechthild Kiegelmann, Dieter Kirchhöfer, Jürgen Klüver, Hubert Knoblauch, Helmut Kromrey, Thomas Loer, Morus Markard, Philipp Mayring, Wolfgang Mertens, Günter Mey, Katja Mruck, Karin Schlücker, Bernt Schnettler, Margrit Schreier, Johannes Twardella, Werner Vogd, Jan Weyand, Harald Witt

Replik *Qualitative Forschung auch jenseits des interpretativen Paradigmas? Vermutungen*
Jo Reichertz

Erwägungssynopse *Flurbereinigung im Feld der Qualitativen*, Walter Herzog und Armin Hollenstein

Anhang

Berichte

Erwägen Wissen Ethik

Deliberation Knowledge Ethics

vormals / previously
Ethik und Sozialwissenschaften (EuS) - Streitforum für Erwägungskultur

EWE 18 (2007) Heft 2 / Issue 2

INHALT / CONTENT

EDITORIAL

Werner Loh: Erwägen, Forschung und Lehre 159

SEMINARBERICHT

Auf Basis der EWE-Diskussionseinheit zu *Beharrung und Wandel – ist wirtschaftliche Evolution theoriefähig?* (EWE, Jg. 15, 2004, Heft 1: S. 33-143)

Friedrun Quaas und die Studierenden Ronny Bechmann, Nils Bretschneider, Mathias Hagen, Ulrike Müller, Simone Schüller, Sebastian Thieme, Marliese Weissmann: Erwägung als Prozess der Selbstorganisation – Seminarbericht zur Erwägung einer Grundsatzfrage der Evolutorischen Ökonomik 161

DRITTE DISKUSSIONSEINHEIT UND ERWÄGUNGSSYNOPSE

HAUPTARTIKEL

Jo Reichertz: Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme 195

KRITIK

Lars Allolio-Näcke und Jürgen van Oorschot: Suchbewegungen zum Überleben der Qualitativen Sozialforschung? 208

Georg Breidenstein: Gegen eine Verselbständigung von „Methoden“ in qualitativer Sozialforschung 211

Franz Breuer: Über die Heterogenität der Methoden/-verwendung in der qualitativen Sozialforschung 213

Thomas Brüsemeister: Zur Institutionalisierung qualitativer Forschungen 215

Thomas S. Eberle: Die Crux mit der Überprüfbarkeit sozioempirischer Forschung. Forschungspragmatik vs. elaborierte methodologische Gütestandards 217

Hannelore Faulstich-Wieland und Peter Faulstich: Theoriediskussion statt Methodendebatte 220

Uwe Flick: Diversifizierung, Güte und Kultur qualitativer Sozialforschung 222

- Detlef Garz:** Qualitative und/oder/versus rekonstruktive Sozialforschung, das müsste heute die Frage sein 224
- Jochen Gläser und Grit Laudel:** Von der Nische in den Autismus 226
- Heiko Grunenberg:** Mutig und nötig: Körper heißt auch Gehirn 227
- Ronald Hitzler:** Nur Sinn macht Sinn. Zur Legitimation einer (explorativ-)interpretativen Sozialforschung 229
- Gerd Jüttemann:** Das unerkannte Kernproblem der sogenannten qualitativen Sozialforschung 231
- Mechthild Kiegelmann:** Hausaufgaben für Qualitative SozialforscherInnen 234
- Dieter Kirchhöfer:** Neue Grenzen der qualitativen Forschung 236
- Jürgen Klüver:** Die Überkomplexität der qualitativen Sozialforschung
und ein Vorschlag zur Komplexitätsreduktion 239
- Hubert Knoblauch:** Die Gestaltung der qualitativen Sozialforschung aus dem Geiste
des Interpretativen Paradigmas 242
- Helmut Kromrey:** Auch qualitative Forschung braucht Qualitätsstandards 244
- Thomas Loer:** Zwischen Strategie und Argument. Misslichkeiten der sogenannten qualitativen Sozialforschung 246
- Morus Markard:** Zur Spezifik qualitativer psychologischer (statt Sozial-)Forschung 249
- Philipp Mayring:** Über „gute“ und „schlechte“ qualitative Sozialforschung 251
- Wolfgang Mertens:** Qualitative Forschung ohne Theorie unbewusster Handlungsgründe?
Lasst uns endlich die Schrotflinte auf den Tisch legen 253
- Günter Mey:** Qualitative Forschung in der Lehre ... eine Leerstelle? 255
- Katja Mruck:** Qualitative Forschung: Notizen aus der Unübersichtlichkeit 258
- Karin Schlücker:** Qualitative Sozialforschung zwischen *claims, tools* und Epistemologie 260
- Bernt Schnettler:** Qualitative Sozialforschung: Charisma, Schule, Betrieb 262
- Margrit Schreier:** Qualitative Sozialforschung in Zeiten von Hochschulreform und Globalisierung 264
- Johannes Twardella:** Qualitative Methoden in der Unterrichts- und Bildungsforschung 266
- Werner Vogd:** Anspruchsvolle qualitative Sozialforschung anstelle problematischer Prämissen 269
- Jan Weyand:** Die Methodenpolizei 272
- Harald Witt:** Die Scheinerfolge der qualitativen Sozialforschung 275
- REPLIK**
- Jo Reichertz:** Qualitative Forschung auch jenseits des interpretativen Paradigmas? Vermutungen 276
- ERWÄGUNGSSYNOPSE**
- Walter Herzog und Armin Hollenstein:** Flurbereinigung im Feld der Qualitativen 293

ANHANG

BERICHTE

- Peter Gostmann und Serena Messer:** Kultur erwägen oder Das Seminar als narratives Netzwerk.
Eine Bemerkung über open*team und die Didaktik der Soziologie. – Bericht aus einem Seminar 313
- Georg Quaas:** Widerspruchsdenken und erwägendes Denken –
persönliche Erfahrungen, Einsichten und Erwartungen 321
- Christiane Schmidt:** Erfahrungen mit der Methode der erwägungsorientierten Pyramidendiskussion bei der Konstruktion
von Interviewleitfäden im Rahmen der Einführung in qualitative Forschung – Bericht aus einem Seminar 327
- Christiane Schmidt:** Small Steps Towards a Culture of Deliberative Learning:
Media Supported Pyramid Discussions 335

Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme¹

Jo Reichertz

Zusammenfassung: Der Artikel gibt erst einen Überblick über den aktuellen Stand qualitativer Forschung (bezogen auf Fachdisziplinen und Relevanz). Dann wird die These begründet, dass qualitative Forschung keinen eindeutigen Kern aufweist, sondern nach Fragestellungen und Elaboriertheit der Ansätze unterschieden werden muss. Hier wird auch begründet, dass qualitative Sozialforschung deutlich ihre Überprüfbarkeit erhöhen muss. Im Weiteren werden dann einige, vor allem theoretische und methodologische Probleme qualitativen Arbeitens benannt und diskutiert: u.a. Einheit der Kultur, Umgang mit Daten in anderen Sprachen, Gütekriterien der Interpretation. Am Ende wird die Frage erörtert, ob der qualitativen Sozialforschung angesichts der Ergebnisse der neuen Gehirnforschung das sinnhaft handelnde Subjekt verloren geht.

Summary: The article outlines the current state of the art of qualitative research (relating to special disciplines and relevance). Then the case is made that qualitative research does not feature a well-defined core but that one has to differentiate according to questions and to the elaboration of the approaches. In this connection, it is also established that qualitative social research must noticeably enhance its verifiability. Furthermore, some problems, relating particularly to theoretical and methodological questions of qualitative work, are specified and discussed: amongst others, the unity of culture, the handling of data in other languages, evaluation criteria of interpretation. Finally, the question is discussed whether, given the findings of recent brain research, qualitative social research is losing its meaningfully acting subject.

1. Der Erfolg der Qualitativen oder: was ist schon Erfolg?

((1)) Ohne Zweifel sind die Forscher und Forscherinnen, die bei ihrer Arbeit qualitative Methoden verwenden, zur Zeit in Deutschland recht *erfolgreich*. Allerdings gilt dieser Befund *nicht* für jedes Fach in gleichem Maße: Für die Soziologie und die Pädagogik gilt er mehr, für die Psychologie, die Politikwissenschaft, die Kommunikationswissenschaft, die Medienwissenschaft und die Textwissenschaften (Germanistik, Anglistik, Romanistik, Philosophie, Theologie) gilt er teils erheblich weniger.

Dennoch: auch wenn in der Mehrzahl der kulturwissenschaftlichen Fächer die qualitative Forschung immer noch mehr als Aschenputtel denn als Prinzessin behandelt wird, ist sie dennoch in Deutschland *normal* geworden. Sie hat sich sogar recht stark *institutionalisiert*, bedenkt man, dass die deutsche qualitative Sozialforschung sich vor etwa 40 Jahren erstmals wieder (als Reimport aus den USA) bemerkbar machte – und nur über die *deutsche* qualitative Sozialforschung möchte ich im Weiteren schreiben.

((2)) Innerhalb der Soziologie haben sie in den Sektionen ‚*Wissenssoziologie*‘ (früher: ‚Sprachsoziologie‘ – Sprecher: Luckmann, Soeffner, Bergmann, Reichertz, Knoblauch, Hitzler) und ‚*Biographieforschung*‘ (Schütze, Fuchs, Kohli, Hoerning, Dausien) seit Jahren einen festen Platz. Seit 2003 gibt es auch, energisch vorangetrieben erst von Christel Hopf dann von Uwe Flick, die ‚*Methoden der qualitativen Forschung*‘ als Sektion. In der Politikwissenschaft und in der Kommunikationswissenschaft existieren Ad-hoc-Gruppen, die qualitative Methoden sponsorn. In diversen Methodenausbildungen bilden qualitative Methoden einen selbstverständlichen Teil. Berücksichtigt man nur die in den *letzten zehn Jahren* publizierten Bücher (zu der klassischen Literatur der Qualitativen siehe auch

Lüders & Reichertz 1986), so finden sich so an allgemeinen, eher einen Überblick gebenden, Einführungen vor allem: Flick & Kardorff & Steinke 2000 (der Klassiker, mittlerweile in der 3. Auflage, im Jahr 2004 auf Englisch bei Sage erschienen), Bohnsack & Marotzki & Meuser 2003 (gelungener Überblick über alle wichtigen Begriffe), Flick 1999, Bohnsack 2003 und Brüsemeister 2000 (alles Einführungen in Arbeitsweisen und Methoden), Hitzler & Honer 1997, König & Zedler 2002 (Originalbeiträge zu einzelnen Verfahren) und Strübing & Schnettler 2004 (verdienstvolle Zusammenstellung klassischer Texte). Während es keine Bücher gibt, die ausdrücklich in die qualitativen Methoden der Soziologie einführen, gibt es gleich zwei, drei (gute), die explizit auf die Psychologie ausgerichtet sind: Breuer 1996, Mey 2005, Jüttemann & Thomae 1999. Besonders komfortabel ist die Situation in der Pädagogik: hier liegen, rechnet man die Sozialarbeit mit, einige hilfreiche Einführungen: Combe & Helsper & Stelmaszyk 1999, Friebertshäuser & Prengel 1997, Jakob & Wensierski 1997, Krüger & Marotzki 1999, Schweppe 2003. Für die Politikwissenschaft lässt sich momentan keine spezifische Einführung finden, während in der Kommunikationswissenschaft mit Wagner 1999 zumindest ein Versuch vorhanden ist², Methodik und Fachbesonderheit aufeinander zu beziehen. Wenn man gewillt ist, die Medienforschung zur Kommunikationswissenschaft zu zählen, dann lassen sich hier noch zwei Bücher nennen: Mikos & Wegener 2005 (grundlegend und breit angelegt) und Ayaß & Bergmann 2006 (eher enger). In dieses Umfeld gehören auch die Arbeiten im Rahmen der Cultural Studies wie z.B. Hepp & Winter 2006. Erwähnenswert sind auch noch die Einführungen in die qualitativen Methoden in den Gesundheits- und Pflegewissenschaften (Schaeffer & Müller-Mundt 2002), die Biographieforschung (Fuchs-Heinritz 2005), die Evaluationsforschung (Flick 2006), die Organisationsforschung (Kühl & Strodtholz 2002) und die Religionspädagogik (Ziebetz & Heil & Prokopf 2003).

((3)) Den auch kommerziellen Erfolg der Qualitativen erkennt man daran, dass sich Bücher zu qualitativen Methoden sehr gut verkaufen. Einführungen in die qualitative Sozialforschung gehen wie warme Semmel über die Theke – sie dürfen sogar etwas teurer sein. Gleiches gilt für Einführungen in bestimmte Verfahren – allerdings

müssen diese deutlich preisgünstiger sein. Seltsamerweise sagt die Güte und Anzahl fachzentrierter Einführungen in qualitative Verfahren nichts oder wenig über die Akzeptanz der Qualitativen in dem jeweiligen Fach aus.

Zu dem publizistischen Erfolg der Qualitativen gehört auch der Erfolg der Buchreihen ‚Biographie und Gesellschaft‘ (Herausgeber: Kohli, Fuchs, Schütze), ‚Interaktion und Lebenslauf‘ (Herausgeber: Hoffmann-Riem, Kokemohr, Marotzki) und ‚Qualitative Sozialforschung‘ (Herausgeber: Bohnsack, Lüders, Reichertz, seit 2006 auch Flick). In der zuletzt genannten und neusten Buchreihe erscheinen zwar auch grundlagentheoretische Arbeiten. Ansonsten werden mit Originalbeiträgen überwiegend einzelne Verfahren der qualitativen Sozialforschung vorgestellt. Zudem gehört zu dieser Art Erfolg auch die Gründung einer Reihe von Fachzeitschriften wie BIOS, ‚Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung‘, ‚Zeitschrift für Qualitative Forschung‘ und ‚Zeitschrift für Qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung‘ (ZBBS). Auch wenn die große Zeit der Fachzeitschriften vorbei zu sein scheint, spricht doch die Anzahl der Neugründungen für sich.

Auch virtuell sind die Qualitativen auf dem Markt der Fachjournale erfolgreich. Beispielhaft hierfür ist die Erfolgsgeschichte vom ‚Forum Qualitative Sozialforschung‘ (FQS). Im Jahr 2000 auf Initiative von Katja Mruck weltweit online an den Start gegangen, stellte sich für dieses fachübergreifende und schulunenabhängige, in Englisch, Spanisch und Deutsch erscheinende Publikationsmedium (mit Peer Review) schnell eine breite Akzeptanz und Nachfrage ein. Heute ist FQS die deutsche Online Zeitschrift mit dem größten Ansehen, die auch weltweit zur Kenntnis genommen wird³ und lange Zeit auch von der DFG gefördert wurde. Dem FQS kommt das Verdienst zu, die deutsche qualitative Sozialforschung auch im Ausland anschlussfähig gemacht zu haben – ganz zu schweigen von dem Verdienst, die Methodendebatte koordiniert und für neue Felder und Fragestellungen geöffnet zu haben. Heute ist FQS das führende deutsche Online-Medium für qualitative Sozialforschung. FQS kooperiert mit den DGS Sektionen ‚Wissenssoziologie‘ und ‚Methoden der Qualitativen Sozialforschung‘, und dem ZUMA Mannheim, treibt die Open Access Bewegung an, betreibt eine weitgehende Netzwerkstatt, (eine den gesamten Forschungsprozess begleitende Methodenunterstützung für Promovenden) und bietet unter Federführung von Günter Mey mit großem Erfolg für Nachwuchswissenschaftler kostenpflichtige Workshops an, bei denen qualitative Methodenkompetenz erworben werden kann. Letzteres bieten (ebenfalls sehr erfolgreich und kostenpflichtig) auch das ZUMA Mannheim und das Magdeburger Zentrum für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung (ZBBS) an.

((4)) Der institutionelle und publizistische Erfolg der Qualitativen hat außerdem eine widersprüchliche Entwicklung in Gang gebracht: nämlich die verstärkte Kanonisierung der Methoden bei gleichzeitiger Zersplitterung und Beliebigkeit. Zum einen versuchen vor allem die Protagonisten der etablierten qualitativen Verfahren eine verbindliche Vorgabe über die theoretischen Prämissen und die Interpretationspraktiken vorzugeben, zum anderen ‚stricken‘ sich immer mehr Forscher und Forscherinnen in Anlehnung und in Ausbeutung bereits eingeführter Methoden ihre eigenen Rechtfertigungen und Deutungspraktiken.

((5)) Ein weiteres Indiz für den Erfolg der Qualitativen ist, dass immer mehr gesellschaftliche Gruppen die Qualitativen ernst(er) nehmen und bereit sind, dafür auch zu zahlen. Denn auf dem Markt sozialwissenschaftlicher Analyse werden verstärkt qualitative Studien nachgefragt. Was bemerkenswert ist: Nicht nur für Behörden, die chronisch unter Geldmangel leiden und deshalb wenig zahlen wollen und können, treten als Interessenten auf, sondern es sind zunehmend auch private Unternehmen und Marktforschungsinstitute (zur Relevanz der Qualitativen in der Organisationsanalyse und Marktforschung siehe Kühn & Marlovits & Mruck 2004, Kühn 2004, Froschauer & Lueger 2006, Wilz 2002 und Kaiser 2004), die immer öfter auch qualitative Studien wollen.

Dieser (allmähliche) Einstellungswandel gegenüber der qualita-

tiven Sozialforschung ist typisch für den augenblicklichen Trend innerhalb der deutschen Sozialwissenschaften: die qualitative Sozialforschung hat sich in den deutschen Ländern etabliert. Die kämpferischen Tage der Pionierzeit, als es noch galt, unter dem Banner der Aufrechten die – damals etablierten – Quantitativen aus dem Felde zu schlagen, sind (insbesondere in der Soziologie und Pädagogik) vorbei und fast schon vergessen – die Zeit der metatheoretischen und paradigmatischen Abgrenzungsbemühungen gegenüber quantifizierenden, nomologisch-deduktiv verfahrenen Ansätzen scheint vorerst vorüber. Selbst Vertreter der quantitativen Forschung scheinen auf einen Konsenskurs eingeschwenkt zu sein (vgl. Kromrey 2005, Mayring & Jetnull-Schiefer 2005)⁴. Oft spricht man (in beiden Gruppen) von zwei Forschungsstrategien, die beide ihre Berechtigung hätten, es käme halt auf die jeweilige Frage und das jeweilige Ziel der Forschung an, ob man die eine oder die andere Strategie einzusetzen habe. Zudem solle eine Streitkultur erblühen, die über die Stärken und Schwächen der Methoden in Konkurrenz tritt und so den Besten bzw. die beste Methode überleben lässt (Schreier 2005). Andere propagieren bereits die ‚Mixed Methods‘ (z.B. Erzberger 1998, Kelle & Erzberger 2000) – im Übrigen mit beachtlichem Erfolg.

((6)) Für den Beobachter dieser ‚neuen Verträglichkeit‘ taucht dabei schnell die nicht unspannende Frage auf, weshalb man sich jetzt, nach gut 4 Jahrzehnten, auf einmal einig ist. Weshalb auf einmal diese Harmonie? Sind die Methoden und hier insbesondere die qualitative Methode etwa langsam erwachsen geworden? Anfangs musste jede Methodik noch ihren Kern finden, ihre Grenzen abstecken und mittels Grenzarbeit sich finden und den Anderen kennzeichnen. Doch jetzt scheinen beide erwachsen zu sein. Und selbstbewusst. Man erkennt, was einen vom Anderen trennt, aber auch mit ihm verbindet. Und kann damit leben.

Oder sind alle Beteiligten des Kampfes und des Aufwandes müde? Man hat sich lange gemüht, dabei seinen claim abgesteckt, aus dem man hinreichend Gewinne abschöpfen kann – natürlich nur, wenn der Andere einen in Ruhe weiterarbeiten lässt. Sitzen jetzt etwa alle auf ihren Besitztümern und lassen einander der Arbeit nachgehen, weil Streit das Geschäft stört?

((7)) Qualitative Sozialforschung scheint also in Deutschland erfolgreich zu sein – wäre da nicht der missliche Umstand, dass man mit qualitativer Forschung in keinem Fach ernsthaft Karriere machen kann. In der Soziologie und in den Erziehungswissenschaften gibt es zwar vereinzelte Stellen, die ganz gezielt Erfahrungen mit der qualitativen Forschung voraussetzen, doch innerhalb der Psychologie oder gar der Kommunikationswissenschaft scheint es ziemlich verwegene, mit qualitativer Forschung einen Grundstein für eine erfolgreiche Karriere legen zu wollen (vgl. auch Allolio-Näcke 2006). Groeben spricht im Hinblick auf die Psychologie sogar von einer selbst verschuldeten ‚Irrelevanz‘ der Qualitativen (Groeben 2006 – ein Befund, den man so teilen kann; dies gilt allerdings kaum für die Vorschläge von Groeben, wie man der Irrelevanz entkommen kann). Kurz: Trotz aller Beteuerungen und Beschichtigungen von der einen oder anderen Seite kann von einer Gleichgewichtigkeit der quantitativen und qualitativen Methoden noch keine Rede sein: Immer noch haftet qualitativer Forschung der Verdacht an, die Zweitbeste aller möglichen Forschungsverfahren zu sein. Hier ist noch vieles zu tun – vor allem von Qualitativen selbst.

Dass die Lage so ist, wie sie ist, hat nur zum Teil etwas damit zu tun, dass der Aufbruchdrang der Qualitativen angesichts ihres Erfolgs erheblich nachgelassen hat: heute ist nicht ein zu wenig qualitativer Sozialforschung zu verzeichnen, sondern eher ein zu viel des Unreflektierten – was vor allem darauf zurückzuführen ist, dass qualitative Forschung allzu oft auf der Ebene selbstfinanzierter Qualifikationsarbeiten innerhalb der Hochschulen stattfindet. Zu dieser Entwicklung gehört auch, dass sich die qualitativen Methoden immer weiter ausdifferenzieren und fast im Monatstakt neue Verfahren auf den Markt kommen. Beschleunigt und angetrieben

würde diese Zersplitterung auch von dem oft missverstandenen Gebot qualitativer Forschung, gegenüber ihren Gegenständen ‚offen‘ zu sein. Dieses Offenheitsgebot liefert nämlich denen Argumente, die Methoden als ‚tools‘ begreifen und sich nach den unterschiedlichsten Gesichtspunkten dieser tools bedienen und so ein Patchwork von Methoden produzieren. Viele qualitativ orientierte Forscher und Forscherinnen haben sich so unreflektiert einer entweder gerade angesagten oder vermeintlich einfachen Methode zugewandt und oft reklamieren sie, diese, wenn auch leicht modifiziert, bei ihrer Forschung eingesetzt zu haben. Besonders gebeutelt von dieser Praxis sind Grounded Theory, Inhaltsanalyse, Diskursanalyse und die Narrationsanalyse. Weniger betroffen sind die Konversationsanalyse und die sich ausdrücklich als hermeneutisch verstehenden Methoden. Eine der Betroffenen, nämlich Juliet Corbin, beschwert sich schon öffentlich über diese Praxis – auch weil sie sich (zurecht) Sorgen um die Zukunft der Grounded Theory macht: „I don't know what the future of Grounded Theory is. There are now many versions of the method and other than the fact they all share a desire to build theory from data, I don't know exactly what they have in common. (...) There are many researchers who are doing excellent work. I admire them very much. However there are those who seem to want fast solutions to doing data analysis. They are satisfied to pull out a few good themes without having to put the effort into doing an in-depth analysis that will lead to theme or concept development. The result is superficial work; which in turn gives qualitative research a bad name.“ (Corbin 2004: 17).

2. Was Südfrüchte mit qualitativen Methoden verbindet

((8)) Qualitative Methoden weisen in gewisser Hinsicht Ähnlichkeiten mit Südfrüchten auf – nicht weil sie wohlschmeckend oder gar gesund wären. Nein, ähnlich wie bei Südfrüchten gibt es nämlich auch bei den qualitativen Methoden nicht etwas Bestimmtes, Festes, das (bei näherer Betrachtung) allen gemeinsam wäre – etwas, das es rechtfertigen würde, einerseits Feigen, Bananen und Zitronen und andererseits Inhaltsanalyse, Grounded Theory und Hermeneutik unter einen jeweils eigenen Begriff zu fassen.

Wendet man sich nun von der Vielzahl von Früchten, die nicht im Norden wachsen, ab und betrachtet statt dessen das aktuelle Feld der qualitativen Methoden, dann sieht man vor allem „ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen. Ähnlichkeiten im Kleinen wie im Großen“ (Wittgenstein 1977: 57). Was man gerade nicht sieht, das sind klare Grenzen und abgeschlossene Gebiete. Es gibt also aus meiner Sicht keine (kleine) Schnittmenge, die allen qualitativen Methoden gemein ist (z.B. die Ausrichtung auf den Akteur und seine Intentionen), sondern es gibt Ähnlichkeiten und Überschneidungen, aber auch Widersprüche und Gegensätze. Das eine Besondere qualitativer Forschung, das Spezifische oder: das Alleinstellungsmerkmal existiert nicht und der Glaube daran ist aus meiner Sicht ein vom Feld selbst produzierter Mythos, der sich weniger aus der Sache selbst ergibt, sondern aus den Erzählungen der Beteiligten: aus deren Sprachgebrauch (um noch einmal Wittgenstein zu bemühen).

((9)) Fehlende Einheit entdeckt man auch dann, wenn man das handelnde Personal etwas genauer betrachtet: Erst einmal sieht man natürlich verschiedene (mittlerweile aber recht friedlich koexistierende) Stämme, die sich hinsichtlich ihrer Praktiken und Legitimationen unterscheiden (wollen) – und insofern könnte man die Einheit der Qualitativen in ihrer Frontstellung gegen die Quantitativen vermuten. Aber: je älter die qualitativen Forscher und Forscherinnen werden, desto häufiger trifft man auf Grenzgänger, Vermittler oder solche, die im Laufe ihres Forscherlebens sich bereits mehreren Forschungsrichtungen (auch mit quantitativen Ansätzen) verpflichtet gefühlt haben. Ähnliches trifft auch für die ganz Jungen zu, die mit einem Cross Over von Methoden keinerlei Probleme haben.

Also auch hier: Unklare Linien, flexible Identitäten und gemischte Praktiken. Keine Einheit, sondern Vielfalt. Zumindest darin sind sich die aktuellen Versuche einig, die Qualitative Sozialforschung fassbar zu machen (Hitzler 2002, Lüders 2000, Knoblauch 2000, Wohlrab-Sahr 2000, Mruck 2000, Hollstein & Ullrich 2003, Flick 2005, Maiwald 2005 und Bohnsack 2005; besonders lesenswert ist im Hinblick auf die internationale Entwicklung der Qualitativen Sozialforschung der FQS Sonderband von Knoblauch & Flick & Maeder 2005 und auch Mruck & Cisneros & Cesar & Faux 2005; zur Entwicklung der qualitativen Methoden in der Schweiz siehe Eberle & Elliker 2005).

Der Befund von der Vielfalt ohne rechte Einheit gilt auch dann, wenn man – wie Ronald Hitzler das getan hat – das Gemeinsame qualitativer Sozialforschung in ihrer Orientierung auf „die Rekonstruktion von Sinn“ sieht (vgl. Hitzler 2002; ähnlich auch Hollstein & Ullrich 2003). Untersucht man aber das jeweilige Selbstverständnis der diversen qualitativen Ansätze, dann ist dieser Befund zwar in gewisser Weise zutreffend, das Problem ist allerdings, dass die jeweiligen Gebrauchsweisen der Begriffe ‚Sinn‘ und ‚Rekonstruktion‘ so stark auseinander laufen (subjektiv, objektiv, sozial, latent etc.), dass von einem gemeinsamen Nenner (zumindest nicht mehr ernsthaft) gesprochen werden kann⁵. Allenfalls kann man sagen, dass bei fast allen qualitativen Ansätzen ‚Sinn‘ (Gegenstand der Forschung) und ‚Rekonstruktion‘ (Anspruch der Forschung) als ‚Grundtöne‘ immer wieder aufklingen.

Weil das so ist, macht es aus meiner Sicht keinen Sinn, von der Qualitativen Sozialforschung zu sprechen, sondern, wenn überhaupt, sollte man das Ganze das Feld der qualitativen Methoden nennen, in dem die Hinwendung zum menschlich erzeugten ‚Sinn‘ immer wieder zu hören ist und in dem diese Orientierung als wesentliche Währung gehandelt wird. Zusätzlich soll gelten, dass sie empirisch arbeiten und ihre Theoriebildung auf die Daten beziehen, sie möglicherweise sogar aus ihnen emergieren lassen wollen, dass sie also etwas ‚Sinnhaftes‘ (re-)konstruieren wollen. Dieser Anspruch, aus den Daten etwas über die Welt lernen zu können, aus der die Daten stammen, mag verwundern, operieren doch fast alle Ansätze mit (sozial-)konstruktivistischen Prämissen.

Aber selbst wenn man das Feld der Qualitativen Sozialforschung so arg einengt, ist es für einen Artikel, der ihre Prämissen und aktuellen Probleme in den Blick nehmen will, immer noch viel zu weit. Deshalb möchte ich hier eine erste zentrale Unterscheidung einführen, die es ermöglicht, eine Gruppe von qualitativen Methoden auszumachen, die zumindest bestimmte Prämissen gemeinsam hat. Das entscheidende Diskriminierungsmerkmal soll für mich sein, ob die jeweilige qualitative Methode (zumindest ansatzweise) das eigene methodische Vorgehen mit einer Theorie zum Gegenstand und der Erkenntnis zu untermauern versucht oder ob sie darauf völlig verzichtet. Die erste Gruppe der qualitativen Methoden möchte ich die elaborierten Methoden nennen, die zweite die ad-hoc-Methoden.

3. Elaborierte Methoden und ad-hoc-Methoden

((10)) Die Gefahr, dass die qualitative Forschung wegen ihrer Zersplitterung und Unreflektiertheit bei Freunden wie Feinden, Anbietern wie Kunden einen schlechten Ruf bekommt, ist keineswegs von der Hand zu weisen – zeigt doch z. B. die Studie von Heiko Grunenberg, dass die Publikationen qualitativer Forschungsarbeiten oft Zweifel an der Güte dieser Art der Forschung säen (Grunenberg 2004). Mit seiner Untersuchung, in der er 60 in Fachzeitschriften

veröffentlichte sozialwissenschaftliche Artikel, die ausdrücklich qualitative Forschungsmethoden für sich in Anspruch nahmen, hinsichtlich ihrer Qualität überprüfen wollte, kam er zu dem Ergebnis, diese Artikel seien vor allem im Hinblick auf die Darstellung der Datenauswertung: nebulös, defizitär, dunkel, spekulativ, unklar (ebd.: 79). Dass sein Ergebnis für die qualitative Forschung so deprimierend ist, folgt sicher auch aus der Nichtberücksichtigung des Umstandes, dass Forschungsberichte notwendigerweise die tatsächliche Forschung nicht abbilden können. Aber dennoch: Sie zeigen einen deutlichen Unterschied zwischen Verfahren, die über ihre Grundlagen systematisch reflektieren und diese weiter denken, und jenen, die sich dieser Arbeit nicht unterziehen.

Hier sei an die Formulierung von Hans-Georg Soeffner erinnert: „Wer über die Akte der Deutung nichts weiß und sich über ihre Prämissen und Ablaufstrukturen keine Rechenschaftspflicht auferlegt, interpretiert – aus der Sicht wissenschaftlicher Überprüfungspflicht – einfältig, d.h. auf der Grundlage impliziter alltäglicher Deutungsroutinen und Plausibilitätskriterien“ (Soeffner 1989: 53)⁶. Demnach gehört zum ‚Verstehen von etwas‘ selbstverständlich auch die ‚Beschreibung und das Verstehen des Verstehens‘ (ebd.). Interpretative Soziologie ist deshalb immer und notwendigerweise auch eine Soziologie des Interpretierens. Und gute und weniger gute Verfahren unterscheiden sich – so meine Grenzziehung – dadurch, dass sie das tun, dass sie also die eigenen Prämissen offen legen und reflektieren. Und das gilt auch für die Methoden.

((11)) Wissenschaftliche Methoden sind nun bestimmte Praktiken, mit Daten umzugehen – und zwar solche Praktiken, von denen bestimmte Wissenschaftler zu bestimmten Zeiten erhoffen, dass mit ihrer Hilfe das Offensichtliche deutlich überschritten werden kann. Methoden gründen stets, und diese Einsicht ist weder neu noch originell, auf einer oft impliziten und zu selten explizierten Vorstellung davon, was die Daten ‚sind‘ bzw. repräsentieren, was wir wie erkennen und wie sich Daten erheben und auswerten lassen. Forschung ‚schafft‘ somit ihren Gegenstand (in gewisser Weise) und damit auch die zu erhebenden Daten – weder das Eine noch das Andere findet sie einfach in der Außenwelt vor (vgl. auch Breuer 2005). Mit all diesen Fragen beschäftigt sich traditionsgemäß die Epistemologie und es war über viele Jahre ein wichtiges Merkmal der Qualitativen, dass sie sich mit diesen Fragen intensiv und immer wieder auseinandersetzen (Selbst die DFG finanzierte in den späten 70er und 80er Jahren grundlagentheoretisch angelegte Methodenprojekte). Deshalb sind Methoden immer theoretisch geleitet und deshalb sind die ausgearbeiteten ‚Methoden‘ immer auch Theorie: Gesellschaftstheorie, Sozialtheorie, Handlungstheorie und Erkenntnistheorie.

((12)) *Elaborierte* qualitative Methoden – und das kennzeichnet sie – entwickeln *vorab* nun eine mehr oder weniger explizite Grundlagentheorie, die sich sowohl auf Wahrnehmen und Deuten bezieht und auf die in Betracht kommenden Gegenstände. Sie sind der Selbstreflexion grundsätzlich verpflichtet und zugleich darum bemüht, die eigene theoretische und methodische Arbeit immer wieder selbst in die Forschung miteinzubeziehen. Zumindest das Letzte ist in der Debatte der Qualitativen nicht immer unstrittig. Zu diesen elaborierten qualitativen Methoden rechne ich zur Zeit vor allem die *Grounded Theory*, das *Narrative Interview*, die *Ethnografie*, die *Konversations-* und *Gattungsanalyse*, die

objektive Hermeneutik, die *Dokumentarische Methode*, die *Diskursanalyse* und die *hermeneutische Wissenssoziologie*.

((13)) Wer dagegen ohne vorab entworfene Grundlagentheorie seine Forschungsarbeiten beginnt, liefert sich (meist ohne dass es von den Forschenden selbst wahrgenommen wird) seinen Alltagstheorien über den Gegenstand aus – seinem Common Sense: Statt kontrollierter und reflektierter Erkenntnisse liefern nicht-bewusste, meist ad-hoc entworfene Vor-Urteile die relevanten Ansichten über die noch zu untersuchenden Gegenstände und verlängern sie auf diese Weise⁷. Typisch für dieses Vorgehen ist meist die Ansicht, die bislang entwickelten Methoden seien neutrale tools, die sich je nach Geschmack und Arbeitszeit beliebig für jede Fragestellung nutzen lassen. Weil sich hier die Auswahl der Verfahren der Datenerhebung und Datenauswahl eher aus situativen Erwägungen ergibt, möchte ich diese Verfahrensweisen als *ad-hoc-qualitative Forschung*⁸ bezeichnen. Auf diese Art der Forschungspraxis werde ich mich im Weiteren allerdings nicht beziehen können.

4. Fragen der wichtigsten elaborierten qualitativen Methoden

((14)) *Vielfalt ohne rechte Einheit* – so lautete oben der Befund hinsichtlich der Geschlossenheit der deutschen qualitativen Sozialforschung. Das werden einige für einen Nachteil und für eine Schwäche halten. Aber diese Vielfalt stellt auch eine Chance dar⁹, wenn es gelingt, weiter zu plausibilisieren, dass qualitative Sozialforschung nicht *ein* Werkzeug ist, das man zu allen Gelegenheiten einsetzen kann, sondern dass qualitative Sozialforschung das Gesamt der erprobten Methoden und Methodologien meint. Welche dieser Methoden und Methodologien jeweils zum Einsatz kommen, hängt davon ab, welche Großfragestellung das jeweilige Forschungsprojekt verfolgt.

Denn es ist gewiss keine Geschmacksfrage, welche Forschungsstrategie gewählt wird, besteht doch eine enge Verbindung zwischen vorab entwickelter Theorie über den Gegenstand, der Datenerhebung und der Datenanalyse. Mit einigen Daten lässt sich mehr anfangen, mit anderen weniger. Mit welchen Daten sich nun mehr und mit welchen sich nun weniger anfangen lässt, ist letztlich eine Frage des Verwendungszweckes oder anders: ob Daten nützlich sind, hängt von der Frage ab, auf die man mit ihrer Hilfe eine Antwort (re)konstruieren will. Das scheint mir im Übrigen der zentrale Ausgangspunkt aller elaborierter qualitativ angelegter Forschung zu sein: Die Frage nach der Frage, auf die die Forschung eine Antwort produzieren soll. Und m. E. lassen sich zur Zeit insgesamt vier Großfragerichtungen unterscheiden (siehe hierzu auch die früheren ausführlicheren Ausführungen in Lüders & Reichertz 1986 und Reichertz & Schröder 1994).

((15)) *a. Frage nach den subjektiven Sinnwelten von Handlungen*: „Im Mittelpunkt dieser Forschungsperspektive steht das Subjekt, seine Sichtweisen, Weltbilder, lebensgeschichtlichen (Leidens-)Erfahrungen, Hoffnungen und Handlungsmöglichkeiten. Dabei ist es Aufgabe der Sozialforschung, Subjektivität in ihrer Vielfältigkeit und Widersprüchlichkeit anzuerkennen und angemessen zu re-

konstruieren. (...) Das Ziel ist ein ‚Verstehen‘ der jeweiligen subjektiven Sichtweisen, d.h. meist das empathische und virtuelle Hinein-Versetzen und Einfühlen in die subjektiven Wirklichkeiten des anderen, um dessen Weltsicht möglichst angemessen erfassen, wiedergeben und beschreiben zu können.“ (Lüders & Reichertz 1986: 92) Es geht um die Gewinnung der Innensicht des Subjekts, also um Eindrücke, Wünsche, Ängste, Welt- und Fremddeutungen etc. Zugespielt: diese Forschungsrichtung will Subjektives ausgraben, sammeln, sortieren und manchmal bewerten oder nur dokumentieren. Insbesondere das Narrative Interview¹⁰ und die Biographieforschung gehen diesen Fragestellungen nach – und die Grounded Theory.

((16)) *b. Deskription sozialen Handelns und sozialer Milieus:* „Zu dieser hier sehr allgemein bezeichneten Forschungsperspektive gehören alle jene Ansätze, die – auf welchem Weg auch immer – letztlich beanspruchen, soziales Handeln – und damit ist unter dieser Perspektive immer gemeint: soziales Handeln in Milieus – zu beschreiben und zu verstehen. Unter Bezugnahme auf interaktionistische, phänomenologische, ethnographische und kultur- und wissenssoziologische Traditionen geht es dabei um die Beschreibung und Dokumentation unterschiedlicher Lebenswelten, Milieus und gelegentlich um das Herausfinden der darin gehandelten Regeln und Symbole“ (Lüders & Reichertz 1986: 93). Vor allem die Ethnografie, manchmal auch teilnehmende Beobachtung oder beobachtende Teilnahme genannt, verfolgen diese Fragestellungen – und die Grounded Theory.

((17)) *c. Rekonstruktion deutungs- und handlungsgenerierender Strukturen:* „Gemeinsam ist den Ansätzen dieser Forschungsperspektive der Anspruch, deutungs- und handlungsgenerierende Tiefenstrukturen rekonstruieren zu wollen. Unter Rückgriff auf Kompetenztheorien (Chomsky, Piaget, Kohlberg), strukturalistische (Levi-Strauss, Freud) und interaktionistische (Mead) Prämissen wird zwischen Oberflächen-derivaten (subjektiver Sinn, Intention) und objektiver Tiefenstruktur (Handlungsbedeutung, latenter Sinnstruktur) unterschieden, wobei die Tiefenstruktur als eigene und wirkliche Realitätsebene verstanden wird, der handlungsgenerierende Funktion zukommt. In der Hauptsache geht es darum, diese objektive (und oft auch autonome) Tiefenstruktur zu rekonstruieren; das Interesse an den Ansichten der Handelnden über die Beweggründe ihres Tuns ist marginal.“ (Lüders & Reichertz 1986: 95) Es sind vor allem die Objektive Hermeneutik, die Gattungsanalyse und die Konversationsanalyse, die dieser Fragerichtung zugeordnet werden können.

((18)) *d. (Re)Konstruktion historisch und sozial vortypisierter Deutungsarbeit:* Diese Forschungsrichtung bemüht sich um eine Verbindung von Deskription und Rekonstruktion. Ziel ist es zu (re)konstruieren, aufgrund welcher Sinnbezüge Menschen handeln, wie sie handeln. Gefragt wird, wie Subjekte, hineingeboren in eine historisch und sozial vorgeordnete Welt, diese Welt permanent deuten und somit auch verändern. Pointiert: es geht um die (Re)konstruktion der Prozesse, wie handelnde Subjekte sich in einer historisch vorgegebenen, sozialen Welt immer wieder neu ‚finden‘, d.h. auch: zurechtfinden und wie sie dadurch zugleich auch diese Welt stets aufs Neue erschaffen und verändern. Diese For-

schungsfragen werden vor allem von der Diskursanalyse, der dokumentarischen Methode und der wissenssoziologischen Hermeneutik verfolgt nach – und von der Grounded Theory.

((19)) Nun möchte ich nicht behaupten, die vielen Methoden der qualitativen Sozialforschung ließen sich umstandslos den einzelnen Großfragestellungen zuordnen. Insbesondere das Narrative Interview und die Grounded Theory finden sich in verschiedenen Kontexten. Zudem ist zu berücksichtigen, dass immer wieder neue Methoden elaboriert werden.

Die Computergestützte Analyse qualitativer Daten (CAQ-DA), sei es mit *maxqda* oder *atlasti*, wird hier ausdrücklich *nicht* als eigenständige Methode angesehen, da sie auch dem eigenen Anspruch nach ein Medium ist, das von anderen Methoden eingesetzt werden kann (vgl. Kuckartz 2005)¹¹.

Auch möchte ich nicht behaupten, dass diese vier Forschungsperspektiven sich aus dem Geschäft der Sozialwissenschaft von selbst ergeben, sie somit genuine Fragen jeder Sozialforschung seien. Jede dieser Großfragelagen antwortet auf einen bestimmten Typus historisch und gesellschaftlich relevanter Fragen und enthält eine mehr oder weniger implizite Vorab-Theorie über das, was die Welt ist bzw. sein soll. Da qualitative Forschung ein zukunftsöffnender Prozess ist, bleibt abzuwarten, ob es bei diesen vier Forschungsperspektiven bleiben wird. Allerdings ist zu erwarten, dass neue Entwicklungen (Medien, Daten, Gegenstandsbereiche) es erforderlich machen, neue Fragen zu stellen und neue Theorien und Verfahren zu entwickeln. An der Gestaltung dieses Prozesses sind all die beteiligt, die im Feld der qualitativen Sozialforschung arbeiten und die sich mittels Publikationen in den Diskurs über die rechte Art qualitativen Arbeitens einmischen. Dabei wird es auch darum gehen, das qualitative Feld, bzw. die in ihm behandelten Methoden und Verfahren zukunftsfest zu machen.

Um dies zu erreichen, wird man in den nächsten Jahren auf einigen Feldern viel erarbeiten müssen. Die aus meiner Sicht wichtigsten Fragenkomplexe seien hier kurz genannt: (a) Weiterentwicklung der Theorie (Verstehen, Bedeutung, Handlung, Sinn, Entscheidung, Kompetenz), (b) weitere Ausarbeitung der Verfahren und deren Kanonisierung (genauer das eigene Tun beschreiben und die eigene Art des Forschens erforschen (Wissenschaftsforschung)), neue gesellschaftliche und wissenschaftliche Entwicklungen berücksichtigen (Globalisierung, interkulturelle Kommunikation, Poststrukturalismus, Gehirnforschung), (c) Berücksichtigung neuer Gegenstände (Video, digitale Produkte, Homepages, software, Power Point), (d) Nutzung und Untersuchung neuer Kommunikations-, Speicher- und Analysemedien, (e) das Problem der Anerkennung durch akzeptierte Gültigkeitsstandards, Datenarchivierung und Sekundäranalysen angehen, (f) Möglichkeiten der Finanzierung schaffen und (g) sich für den Markt, die Medien und die Öffentlichkeit öffnen.

Im Weiteren möchte ich nur auf *einige* dieser Probleme eingehen. Schwerpunkt meiner Darstellung ist dabei die aus meiner Sicht notwendige, aber sträflich vernachlässigte Debatte um die *theoretischen* und *methodologischen* Grundlagen der qualitativen Sozialforschung¹² – behandelt werden also die Fragen (a) bis (c) und auch etwas (f) und (g). Hier ist noch viel zu tun, zentrieren sich die aktuellen Diskussionen über qualitative Methoden doch vor allem um die Fragen nach der Gültigkeit und deren Erreichung.

5. Gütestandards und die Einwerbung ökonomischen Kapitals

((20)) Die Erörterung der Frage zur Schaffung von mehr Anerkennung durch mehr *Gültigkeit*, kommt also zu kurz – dies auch, weil hierzu bereits eine Reihe guter Beiträge vorliegen (Flick 2005, Bohnsack 2006, Knoblauch 2000, Lüders 2000 und natürlich Steinke 1999¹³). Das, was dort gesagt wurde, muss hier nicht wiederholt werden.

An dieser Stelle nur soviel: Die Zangenbewegung staatlicher Forschungspolitik (Geld kürzen bei gleichzeitiger Erhöhung der Attraktivität, Geld von außen einzuwerben) verstärkt den Druck, Forschungsanträge zu schreiben und sie zur Begutachtung an wissenschaftliche, politische, privatwirtschaftliche Geldgeber einzureichen, enorm. Auch, aber nicht allein wegen dieses verschärften Wettbewerbs um ökonomisches Forschungskapital geht die Frage nach den Beurteilungskriterien wissenschaftlicher Forschung in eine neue Runde. Die Forderung nach Qualitätskontrolle macht vor den Mauern der Alma Mater und auch vor der qualitativen Forschung nicht mehr halt (weshalb sollte sie auch?), es wird nach Möglichkeiten der Leistungskontrolle gefragt, nach einer nachvollziehbaren Forschungsevaluation, nach der Prüfung des Verhältnisses von Aufwand und Ergebnis – und zurecht berücksichtigen die Drittmittelgeber immer mehr, was Antragsteller in früheren Projekten erreicht (wissenschaftlich, publizistisch, politisch) haben.

Und *alle* eingereichten Anträge werden danach geprüft werden, ob die geplanten Verfahren versprechen, gültige Ergebnisse zu produzieren. Es ist deshalb auch keineswegs ein Zeichen von Ignoranz oder Geringschätzung gegenüber qualitativer Forschung, wenn Gutachter auch bei ‚qualitativen‘ Projekten nach der Zuverlässigkeit und der Repräsentativität der Datenerhebung und der Gültigkeit der Datenauswertung fragen. Im Gegenteil: sie tun nicht nur ihre Pflicht gegenüber den Geldgebern, sondern sie garantieren mit einer solchen Prüfung auch die Standards wissenschaftlicher Forschung – und sichern damit auch deren Glaubwürdigkeit. Allerdings – und das ist der entscheidende Punkt – sind die Verfahren¹⁴, mit denen in der quantitativen bzw. qualitativen Forschung die Güte gesichert werden soll, recht unterschiedlich (was manche Gutachter vielleicht noch zu wenig zur Kenntnis genommen haben).

((21)) Ohne Zweifel ist die *intersubjektive Nachvollziehbarkeit* der zentrale Wert, wenn es darum geht, die Güte einer qualitativen Forschung zu beurteilen. Dies bezieht sich auch darauf, dass die Anzahl der Fälle, die Auswahl und Gestaltung der Methoden und die Abstimmung der Methoden auf den zu untersuchenden Gegenstand von allen Kollegen und Kolleginnen, die guten Willens sind, nachvollzogen werden können. Zu dieser Nachvollziehbarkeit gehört auch, dass alle wichtigen Entscheidungen in den Forschungsberichten dargestellt werden und im Falle eines Falles auch nachgeprüft werden können. Auch wenn es noch eine Vielzahl von ethischen und rechtlichen Problemen gibt, scheint mir kein Weg daran vorbei zu gehen, dass qualitativ arbeitende Forscher und Forscherinnen ihre Daten in geeigneter Form lokal oder zentral archivieren und für Sekundäranalysen zur Verfügung stellen (siehe zum Problem der Archivierung den guten Diskussionsband Bergman & Eberle 2005, auch Opitz & Witzel 2005 und Corti & Witzel & Bishop 2005). Zu dieser Nachvollziehbarkeit gehört sicherlich auch, dass

die angewandten Methoden, gerade weil in der qualitativen Sozialforschung das Feingefühl von größter Bedeutung ist, nicht auf die Person eines bestimmten Forschers angewiesen sind, sondern von jedem eingesetzt werden können und zu einem vergleichbaren Ergebnis führen. Ohne eine solche Kanonisierung der einzelnen Methoden ist die qualitative Sozialforschung nicht zukunftsfähig oder genauer: sie überlebt den einzelnen Forscher bzw. die Forscherin nicht.

Nur wenn die Standards wissenschaftlicher Güteprüfung in der qualitativen Forschung fest etabliert und auch weiter ausdifferenziert werden, hat dieses Forschungsprogramm unter den aktuellen Bedingungen eine Chance, auf dem Markt zu bleiben – was im Übrigen nicht heißt, dass in irgendeiner Weise eine ‚Evidence-Based Practice‘ (vgl. McNeece & Thyer 2004)¹⁵ angestrebt werden sollte. Gelingt eine solche Ausarbeitung, Abwägung und Kanonisierung der Standards in absehbarer Zeit nicht, dann werden qualitative Studien zwar in den Medien ein gewisses Echo finden, aber ansonsten werden sie eine gute Chance haben, bedeutungslos zu werden: der qualitativ ausgebildete Nachwuchs wird schwerer in einen Beruf finden, qualitative Projekte werden minimal oder gar nicht mehr finanziert werden – was schlussendlich zur Marginalisierung dieser Forschungstradition führen wird.

6. Einheit der Kultur?

((22)) Alle (hermeneutisch arbeitenden) Sozialwissenschaftler gehen meines Wissens nach davon aus, dass alles Handeln von Menschen, also das symbolfreie wie das symbolgebundene, (für andere Menschen) Bedeutung besitzt. Diese Bedeutung wird (und auch da sind sich wohl die meisten Sozialwissenschaftler einig) in der Regel konstituiert durch spezifische, regelgesteuerte Praktiken der symbolischen Entäußerung, die ihrerseits Ausdruck der (wenn man so will) Phonetik, Grammatik, Semantik und vor allem der Pragmatik einer Sprach- und Interaktionsgemeinschaft sind. Phonetik meint hier alle Formen lautlicher Gestaltung von sprachlichen Bedeutungseinheiten jeder Größe, deren dialektale oder soziolektale Modulation und deren kontinuierliche Rahmung (Ernst, Spaß, Ironie etc.). Grammatik meint hier die mehr oder weniger codifizierten Regeln der Verknüpfung von Zeichen, die auf Bedeutungseinheiten verweisen, Semantik die Verweisungen auf den gesellschaftlich geschaffenen Raum von Bedeutungseinheiten und den dadurch eröffneten Raum logischer, legaler und legitimer Gründe (Sellars 1999). Pragmatik meint dagegen (durchaus im Sinne Robert Brandoms) das Geflecht von Unterstellungen, Erwartungen und Verpflichtungen, das sich in einer spezifischen Gesellschaft aus spezifischen, also immer in sozialen Kontexten platzierten Handlungen mehr oder weniger verbindlich ergibt (Brandom 2001, auch Habermas 1999: 138ff).

Die Bedeutung einer (sprachlichen) Handlung ist somit nicht über eine irgendwie geartete Semantik bestimmbar, sondern konstituiert sich wesentlich über die (vom Sprecher aufgrund seiner Erfahrung mit der Interaktionsgemeinschaft erwartbaren) sozialen Folgen, also über die Pragmatik. Zwar greift der Sprecher bei der ‚Planung‘ seiner Sprechhandlung auf frühere Erfahrungen zurück, also auf Formen, die früher einmal erfolgreich waren, aber realisiert und ratifiziert wird jede sprachliche Bedeutung erst durch die Antwort-Handlung:

eine bestimmte (sprachliche) Handlung bedeutet in einer bestimmten Interaktionsgemeinschaft also, dass einerseits der Sprecher Anderen Erwartungen anträgt, aber auch, dass Andere berechtigt sind, an den Handelnden bestimmte Ansprüche zu stellen. Oder anders: Weil man weiß oder doch zu wissen glaubt, was eine Sprechhandlung in einer bestimmten Interaktionsgemeinschaft nach sich zieht, handelt man so wie man handelt. Man schaut also, um eine Formulierung von Brandom zu benutzen, sowohl ‚flussaufwärts‘ als auch ‚flussabwärts‘. Die Phonetik, Grammatik, Semantik und Pragmatik einer Gruppe sind nun sozial erarbeitet und sozial verbürgt und werden deshalb auch sozial sanktioniert; sie bilden einen gewichtigen Teil der Kultur einer Gruppe. Diese Kultur wird durch die Gruppe und speziell dafür eingerichtete Institutionen an neue Mitglieder weitergegeben – was auch heißt, dass diese Kultur auch unterschiedlich verteilt wird und verteilt ist. Wichtige Verteilungsparameter sind: Alter, Sozialschicht, Wohnort und wohl auch Geschlecht. Durch jede Handlung, also durch jeden Gebrauch von sprachlichen Handlungen wird die Phonetik, Grammatik, Semantik und Pragmatik einer Gruppe nicht nur aufgerufen, sondern auch bestätigt und fortgeschrieben bzw. auch moduliert, variiert und verändert.

((23)) Wissenschaftliches (hermeneutisches) Deuten beruht auf der Prämisse, dass eine Bedeutungsrekonstruktion nur dann gelingen kann, wenn der Interpret hinreichend an der Kultur der Bedeutungsproduktion teilhat. Wer selbst die Kompetenz hat, ‚richtig‘ Bedeutung zu schaffen, kann aufgrund der gleichen Kompetenz überprüfen, ob sprachliche Handlungen anderer regelgerecht gebaut sind und auch bestimmen, welche Bedeutung sie nach sich ziehen. Hinter dieser Prämisse scheint also die Unterstellung von der teilweisen oder vollständigen Einheit der Kultur von Interpreten und Interpretierten auf.

Nur weil der Interpret selbst über diese Verfahren und Regeln verfügt, sie in sich aufrufen und auch die Angemessenheit von Bedeutungsproduktionen beurteilen kann, kann er auch deren gesellschaftliche Bedeutung erkennen, festhalten und niederschreiben. Fraglos kann dies nur im Hinblick auf die soziale Phonetik, Grammatik, Semantik und Pragmatik von (Sprach-)Handlungen gelingen. Nie kann man und (so weit ich das sehe) will auch niemand ernsthaft die individuelle Phonetik, Grammatik, Semantik und Pragmatik, die Handlungen zugrunde liegen, erfassen.

Die Interpretationskompetenz resultiert in dieser Sicht aus der hinreichenden Einheit der Kultur von Forscher und Beforschten. Diese Einheit ist nun durchaus fraglich – das lehren uns – um nur ein paar zu nennen – die Historiker, die Ethnologen, die Kulturwissenschaftler und nicht zuletzt auch die Wissenssoziologen. Auf welchen Raum der Gründe und auf welches Geflecht von Erwartungen und Verpflichtungen beziehen sich ein Russlanddeutscher aus Dortmund, eine Türkin mit deutschem Pass, ein Punk aus Berlin, eine Japanologin aus Dresden, ein Seemann aus Hamburg, eine Professorin aus Freiburg, ein Bäcker aus Straßburg oder eine Hausfrau aus dem schweizer Tessin, wenn sie mit fast akzentfreiem Deutsch versuchen, bei ihren Mitmenschen bestimmte Wirkungen zu erzielen?

((24)) Es ist weder überraschend noch besonders neu, dass sich Sozialwissenschaftler, wenn sie die Arbeit des Deutens beginnen, sich auf die Kultur einer Sprach- und Interakti-

onsgemeinschaft aus der Sicht des ‚Man‘, des ‚Dritten‘ oder in den Worten von Mead aus der Sicht des ‚generalisierten Anderen‘ beziehen (müssen): was bedeutet es, also welche Folgen hat es (so die typischen Interpretfragen), wenn ‚man‘ in einer bestimmten Gesellschaft in einer bestimmten Situation in einer bestimmten Weise sprachlich oder nicht-sprachlich in der gegebenen Weise handelt und was versteht ‚man‘ darunter bzw. wie würde jedes sprachbegabte und vernünftige Mitglied dieser Gesellschaft darauf reagieren. Oft übersieht der Forscher dabei allerdings, dass die Rede von der Deutung aus der Perspektive des Generalisierten Anderen eine euphemistische und unsoziologische Formulierung dafür ist, dass etwas eine vorherrschende bzw. eine herrschende Lesart von (Sprach-)Handlungen ist, zu der es in bestimmten Untergruppen der Gesellschaft auch eine Fülle (so würde es Stuart Hall es ausdrücken) subversiver und auch gleich wirkmächtiger Lesarten gibt (Hall 1994). Kultur bildet in dieser Sicht der Dinge keine Einheit (z.B. Burke 1998: 247ff und Geertz 2000: 218ff), folglich auch keine Einheit, an der ein Wissenschaftler teilhaben kann, sondern stattdessen eine Vielfalt, die lediglich wegen diverser ‚Familienähnlichkeiten‘ (Wittgenstein 1977) für einheitlich gehalten wird. Aber wenn die Einheit der Kultur fraglich ist, auf welcher Grundlage ruht die sozialwissenschaftliche Deutung? Auf Akteursfiktionen? Oder sind Deutungen vor allem Aneignungen des Fremden mit den Mitteln des Eigenen?

((25)) Aber man muss diese Fragen noch weiter vertiefen – dieses Mal mit Überlegungen, die Bourdieu schon vor fast zwei Jahrzehnten vorgetragen hat, die jedoch in der qualitativen Forschung wenig Resonanz gefunden haben (Bourdieu 1990). Heftig kritisiert Bourdieu dort die Theorien von de Saussure, Chomsky, Searle und Habermas. Entgegen deren Theorien sei Sprache bzw. die kommunikative Kompetenz nicht etwas, das *allen* Angehörigen einer Kultur oder Sprachgemeinschaft gemeinsam und *in gleicher Weise* gegeben ist (kein Sprachkommunismus). Sprechen bzw. das Vermögen, mittels Sprache Ziele zu erreichen oder das sprachliche Handeln Anderer zu verstehen, sei stattdessen innerhalb einer Gesellschaft unterschiedlich verteilt. Innerhalb bestimmter sozialer Felder würde eine bestimmte Art des Sprechens bevorzugt, sei Teil des Habitus der Angehörigen eines sozialen Feldes (Hochsprache, Slang, Dialekt, Fachsprache, Pidgin) und die jeweiligen Angehörigen eines Feldes gäben sich durch den entsprechenden Sprachgebrauch zu erkennen bzw. werden als Angehörige eines bestimmten sozialen Feldes erkannt. Deshalb, so kann man fortsetzen, ist auch die Kompetenz, (sprachliches) Handeln zu deuten, an das jeweilige soziale Feld gebunden und da auch Forscher und Forscherinnen in bestimmten sozialen Felder groß geworden sind, gilt auch für sie, dass sie die Kompetenz des Sprechens und Deutens nicht in gleicher Weise beherrschen und somit unterschiedlich gute Interpreten und Interpretinnen sind. Es ist verwunderlich, weshalb die sozialwissenschaftliche Theorie des Deutens dies bislang kaum zur Kenntnis genommen hat.

7. Verstehen und Dolmetschen

((26)) Die schwierige Lage der Qualitativen im Hinblick auf die Einheit der Kultur verändert sich im Übrigen zur Zeit

geradezu dramatisch: In Zeiten der Globalisierung durchmischen sich Kulturen in rasantem Tempo, neue hybride Kulturen entstehen und vergehen und es wird immer fraglicher, auf welchen Raum der guten Gründe sich die jeweilige Sprecher beziehen. Immer öfter haben Sozialwissenschaftler es mit Menschen aus der Fremde zu tun, die mit den Eigenen interagieren und kommunizieren, und immer öfter treffen sie auf Menschen, die fehlerlos eine Sprache sprechen, die nicht ihre Muttersprache ist (Migranten/innen der zweiten, dritten Generation). Wie kann man diese Daten interpretieren? Mit der eigenen, der fremden oder einer dritten Kultur?¹⁶

Besonders schwierig wird es, wenn man es mit der Analyse von Interviews zu tun hatte, die zum Beispiel auf englisch, französisch, tunesisch oder chinesisch geführt wurden. Üblich ist dann, die englische Version der Daten zu interpretieren oder aber eine Übersetzung ins Deutsche zur Grundlage seines Deutens zu machen. Hier taucht das Problem des Dolmetschens, des richtigen Übersetzens, an zentraler Stelle auf. Dieses Übersetzungsproblem kann im Übrigen nicht dadurch gelöst werden, dass man es leugnet, wie das z.B. Oevermann tut, wenn er seinerseits Übersetzungen interpretiert (vgl. Oevermann 2001; Dersch & Oevermann 1994).

((27)) Geradezu abenteuerlich ist es, wenn z.B. Oevermann einen Text mit der objektiven Hermeneutik und speziell mit der Sequenzanalyse überzieht, der auf folgende Weise entstanden ist: Im Rahmen einer Forschungsarbeit befragte eine tunesische Erwachsenenbildnerin mit einem Leitfaden eine einfache tunesische Bäuerin in ihrem häuslichen Milieu. Die Bäuerin sprach einen spezifischen tunesisch-arabischen Dialekt. Die Fragen, die mit der Koautorin, einer Mitarbeiterin der deutschen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ), abgesprochen waren, wurden von der tunesischen Interviewerin in die Sprache der Bäuerin übersetzt¹⁷. Das so geführte Interview wurde mit Tonband aufgezeichnet und später von „einer extern beauftragten Person direkt in die französische Sprache übersetzt verschriftet“ (Dersch & Oevermann 1994: 32). Aufgrund dieser Transkription, nach der die tunesische Bäuerin eines ausgesprochen elaborierten Sprachvermögens mächtig war, also aufgrund von Daten, die gleich mehrfach kontaminiert waren (=Interview einerseits und, nimmt man die deutschen Interpreten noch hinzu, wenigstens sechs Übersetzungsvorgänge andererseits) rekonstruiert Oevermann die Lebenspraxis, „Einstellungen, Habitusformationen und Deutungsmuster“ (ebd.) einer tunesischen Bäuerin.

Ein solches Unterfangen kann man aus meiner Sicht auch dann nicht rechtfertigen, wenn man (im Übrigen ohne überzeugende Gründe) kulturelle Universalien, also Kultur übergreifende Bedeutungen postuliert – wie das Oevermann tut (vgl. Oevermann 2001: 74ff). Diese kulturellen Universalien, und Oevermann nennt als Beispiele Inzesttabu, Sprache und Mythen, wären nämlich, lässt man sich einmal auf eine solche These ein, von so großer Allgemeinheit, dass niemand mehr aufgrund ihrer Ausdeutung in der Lage wäre, etwas Spezifisches über den Fall zu sagen. Zudem sind diese Universalien etwas gänzlich anderes als die Regeln der konkreten Bedeutungskonstruktion, und allein die wäre ein echtes Argument, arbeitet doch die Sequenzanalyse im Bestreben, Bedeutung zu rekonstruieren, explizit nur mit den Regeln der Bedeutungskonstitution.

Das angesprochene Übersetzungsproblem lässt sich meines Erachtens auch dadurch nicht still stellen, dass man das jeweilige Original zur Grundlage der eigenen Analyse macht. Hier verlagert sich nur das Übersetzungsproblem und gerät damit oft außer Sicht. Für die qualitative Sozialforschung und deren Überleben wird es von zentraler Bedeutung sein, das Übersetzungsproblem in den Griff zu bekommen. Aus meiner Sicht wird dies nur gelingen, wenn man sich von der Einzelforschung verabschiedet und grundsätzlich Gruppenforschung betreibt. Die Angehörigen der jeweiligen Sprach- und Interaktionsgruppe sind dabei systematisch in die eigene Forschung einzubinden, was auch beinhaltet, sie als kompetente Cointerpreten ernst zu nehmen.

8. Über den Glauben an körpergebundene Evidenzerlebnisse

((28)) Niemand ist als begnadeter qualitativer Forscher geboren worden, auch wenn jeder Mensch diese Fähigkeit via Sozialisation besitzt. Auch bei der Fähigkeit zum Ausdeuten von Handlungen finden sich Beginner und Erfahrene, Geübte und Ungeübte – also auch Lernen und Verbesserung. Aber die Kompetenz zur Fallanalyse ist nicht vergleichbar mit einem Eimer, der durch das Einleiten von Wasser allmählich gefüllt werden kann, sondern diese Kompetenz baut sich Schritt für Schritt, Stufe für Stufe auf – darin durchaus dem Erlernen des Skifahrens, des Tennisspielens, des Tanzens, dem Erlernen einer neuen Sprache und auch des Fliegens von Kampffjets vergleichbar. Auf jeder Stufe sieht die Fähigkeit anders aus, leistet sie Unterschiedliches.

((29)) Entscheidend ist jedoch, dass jede Deutung auf jeder Kompetenzstufe nur dann den Interpreten überzeugt (und den muss sie zuerst überzeugen), wenn sie von einem großen oder kleinen Evidenzerlebnis, dem guten Gefühl, dass alles passt, begleitet wird. Meine Behauptung ist hier, dass der Glaube an die Gültigkeit einer qualitativen Datenanalyse sich vor allem der schieren Wucht von Evidenzerlebnissen verdankt. Manche (und zwar die kleineren) Evidenzerlebnisse vermögen es, beim Interpretieren Zweifel über die Güte der Deutung zu beseitigen und eine Lesart nahe zu legen, andere (sehr viel wuchtvollere) Evidenzerlebnisse fegen jeden Zweifel restlos hinweg und geben uns plötzlich Sicherheit und Gewissheit darüber, wie die Dinge sind. ‚Konversionen‘ sind andere Beispiele für solche Evidenzerlebnisse mit großer Wucht. Bleibt jedoch das körpergebundene Evidenzerlebnis aus, dann fehlt dem Interpretieren auch der Glaube an seine Deutung. Indem der Interpret sich also letztlich dem biologisch verankerten guten Gefühl anvertraut, verlässt er damit den Raum des Sozialen und überantwortet sich dem ‚Licht der Natur‘, der Intelligenz körperlicher Prozesse menschlicher Natur (vgl. hierzu nicht nur Peirces These vom lumen naturale, sondern vor allem die neueren Ergebnisse der Gehirnforschung, hier beispielhaft Hüther 1997, Spitzer 2002 und Reichertz 2003). Dass Interpretieren bei der Einschätzung der Angemessenheit ihrer Interpretation auch von Evidenzerlebnissen beeinflusst werden, soll hier in keiner Weise skandalisiert werden (schon deshalb nicht, weil sie unvermeidbar sind), sondern es geht hier allein um eine Bestandsaufnahme der Faktoren, die an der Findung und Bewertung einer Lesart wesentlich beteiligt sind.

Doch – und das lehrt uns nicht nur die Geschichte der Wissenschaft, sondern auch die der Religion und der Kunst – das

gute Gefühl schenkt uns nur (und zwar ungefragt) die Bereitschaft, an die Güte einer Sinnfigur zu glauben, es sagt jedoch überhaupt nichts über die Angemessenheit dieser Sinnfigur aus. Deshalb sind alle Wissenschaftler gut beraten, sich nicht auf dieses gute Gefühl zu verlassen – es aber auch nicht zu ignorieren.

9. Zur Überzeugungs-Kraft der Gestalt

((30)) Bezogen sich die Unterstellung von der Einheit von Kultur und von der Intelligenz von Evidenzerlebnissen auf die Logik der Entdeckung, so liegt der verbreiteten Prämisse von der überzeugungsfestigenden und überzeugungsübertragenden Kraft einer konsistenten Gestalt die Logik der Rechtfertigung zugrunde. Fast völlig verschwunden ist in der sozialwissenschaftlichen Begründungsrhetorik (so weit ich das sehe) der Anspruch, die Ergebnisse seien gültig, *weil sie die Wirklichkeit widerspiegeln* oder doch mit ihr korrespondieren. Statt dessen wird entweder ausdrücklich oder doch der Sache nach reklamiert, die Ergebnisse seien deshalb gültig, weil sie konsistent seien. Damit ist allerdings nur sehr selten gemeint, dass die Menge aller Ergebnis-Sätze im Sinne der Aussagenlogik sich tautologisch umformen lassen – also völlig widerspruchsfrei sind. In diesem Sinne können die Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Forschung nie konsistent sein, schon allein deshalb nicht, weil sonst nichts Neues jemals das Licht der Welt erblicken könnte.

((31)) Benutzen Sozialwissenschaftler dennoch das Attribut ‚konsistent‘ dann meist in zweifacher Verweisung: Eine heute recht bedeutsame Spielart setzt auf ‚konsistent‘ im Sinne von ‚vereinbar mit den Argumenten eines als tragend akzeptierten (wissenschaftlichen) Diskurses‘. Das nennt man dann Anschlussfähigkeit.

Sehr viel häufiger ist allerdings eine andere Verwendungsweise: ‚Konsistenz‘ ist demnach dann gegeben, wenn alle Daten und deren Teilinterpretationen sich zu einer einheitlichen und auch eleganten Sinnfigur zusammenfügen lassen. Diese Zusammenfügung ist nicht Ergebnis der wiederholten Exekution deduktiver Schlussfolgerungen, sondern Resultat ungesicherter Prozesse des Vervollständigens (qualitative Induktion) und Hinzufügens (Abduktion). Alles passt zum Schluss, selbst das kleinste Datenmolekül – nichts liegt außerhalb der Gestaltschließung. Wenn diese Gestalt aufscheint und alles sich scheinbar mühelos und restlos einfügt, setzt das bereits weiter oben angesprochene gute Gefühl ein.

10. Von der Deutungs-Kraft der Gruppe

((32)) Eine weitere Prämisse qualitativer Forschung, die im Kontext der Rechtfertigung oft in Anspruch genommen wird, besteht darin, die Perspektivenvielfalt des Arbeitsteams zu nutzen – also auf den konkreten Diskurs zu setzen und auf dessen überzeugungsfestigende und überzeugungsübertragende Kraft zu hoffen. Hier ist ausdrücklich keine Variante der Konsensustheorie gemeint, da es keinesfalls um den sich über Raum und Zeit hinwegsetzenden herrschaftsfreien Diskurs der Wissenschaftler geht, der nur dem besseren Argument verpflichtet ist und in the long run zur Erkenntnis

führt, sondern hier ist der konkrete Konsens in einem auch arbeitsrechtlich geregelten Projektteam (=Mitarbeiter/innen, Hilfskräfte, Studenten/innen, Kollegen/innen) gemeint.

Man vertraut in einem solchen Falle einerseits voller Demut andererseits voller Optimismus auf die Intelligenz des Diskurses. Voller Demut, weil man sich der Gruppe beugt, und voller Optimismus, weil man der Intelligenz der Gruppe vertraut. Man rechtfertigt also das, was als ‚gültige‘ Erkenntnis vorgestellt wird, nicht mehr mit dem Verweis auf Verfahren oder eigene Hellsichtigkeit, sondern man tritt bescheiden zurück und sagt: „Nicht nur ich habe mit Hilfe der Kenntnis der Regeln der Bedeutungskonstitution die Bedeutung des zu Interpretierenden rekonstruiert, sondern diese Rekonstruktion geht auf die Arbeit einer Gruppe von Menschen zurück, die über die Regeln der Bedeutungskonstitution ebenfalls verfügen und gemeinsam kommen wir darin überein, dass die Bedeutung des zu Interpretierenden x ist.“

((33)) Hier zeigt sich sehr deutlich das in diesem Ansatz eingelassene Vertrauen auf die Intelligenz und auch die soziale Kraft einer konkreten (meist hierarchisch gegliederten) Arbeitsgruppe und in die in ihr eingelassene Perspektivenvielfalt. Die Macht, Gültigkeit zu verleihen, wird auf diese Weise nicht mehr an eine objektivierbare, kontrollierbare und intersubjektiv nachvollziehbare Prozedur (also an etwas nicht-subjektives) gebunden, sondern ausdrücklich dem Diskurs interessierter Wissenschaftler (und damit einem sozialen Prozess) überantwortet. Nach welchen Mustern und mit welchen Relevanzen dieser soziale Prozess im Einzelnen organisiert ist, liegt trotz der (von den Wissenschaftlern wenig geliebten und unterstützten) Wissenschaftssoziologie weitgehend im Dunklen.

11. Wer handelt eigentlich sinnhaft?

((34)) Neue Theorien und vor allem neue Erkenntnisse der Wissenschaften erfordern oft ein erneutes Nachdenken über lieb gewonnene Gewissheiten – was gewiss nicht schlecht ist, sondern lediglich dazu führt, Überliefertes einer neuen Prüfung zu unterziehen. Eine besondere Herausforderung für die qualitative Sozialforschung kommt nun in jüngster Zeit von einer Wissenschaft, die behauptet, mit neuen bildgebenden Verfahren dem Akteur im Gehirn auf der Spur zu sein. Nun hat die Adaption von Erkenntnissen aus der Biologie, der Physiologie und der Anthropologie innerhalb der qualitativen Sozialforschung eine große Tradition – bilden doch die Theorien Darwins, Freuds, Plessners oder Gehlens bei vielen Verfahren den unbefragten theoretischen Hintergrund. Deshalb ist es verständlich (angesichts der Behauptungen der Gehirnforschung), sich darüber Gedanken zu machen, welche Konsequenzen es hätte, wäre an deren Behauptungen etwas dran. Käme man dann mit Max Weber oder Alfred Schütz wirklich noch weiter oder müsste man den Akteurbegriff sozialer fassen? Hierzu folgende Überlegung: Was auf dieser Welt der einen Gruppe oder der anderen Gruppe angehört, das ist jeweils das Ergebnis historischer Verständigungsprozesse – genauer: also solcher Prozesse, die sich in historisch gewachsenen Formen, mit historisch relevanten Argumenten, validiert und gestützt von gesellschaftlicher Macht und immer mittels Kommunikation sich

vollziehender Aushandlungsprozesse (allgemein hierzu Berger und Luckmann 1969 und Soeffner 2000).

Auch über das wesentliche Merkmal, aufgrund dessen etwas der einen oder der anderen Gruppe zugeordnet werden kann oder werden soll, wurde zu allen Zeiten verhandelt. Einig war und ist man sich lediglich darüber, dass die Möglichkeit und der Wille, den Lauf der Welt durch eigene Entscheidung und/oder bewusstes Handeln zu ändern oder doch zumindest zu dem Lauf der sozialen und natürlichen Welt Stellung zu nehmen, ein zentrales Kriterium sein soll. Die Entscheidung oder (wenn man nur ganz defensiv argumentieren will) die Stellungnahme selbst kann in dieser Weltsicht auf verschiedene mentale Operationen zurückgehen, (die natürlich alle auf erworbenem Wissen basieren): entweder auf ‚rationales‘ Denken, bewährte Routinen, nicht-rationales Fühlen oder intuitive ‚Körperprozesse‘. Hierzu gehören auch die ‚petites perceptions‘¹⁸. Kleine perceptions, denen Alfred Schütz im Anschluss an Leibniz eine zentrale Stellung für die Entscheidung zwischen Handlungsentwürfen einräumt, sind die Wahrnehmungen, „derer wir uns nicht bewußt sind, entweder weil diese Eindrücke zu klein und zu zahlreich sind oder weil sie bis zu einem solchen Grad vereinheitlicht sind, daß sie weder getrennt noch unterschieden werden können“ (Schütz 2004: 307). Es sind diese petite perceptions, „die, ohne dass wir es wissen, viele unserer Handlungen bestimmen“ (ebd.).

((35)) Das ‚rationale‘ Denken gilt meist als der Paradefall der Sozialwissenschaften und natürlich: der qualitativen Sozialforschung: Hier fühlt sich ein Subjekt, ein Ich, als Entscheider, weil es selbst entscheidet, weil es *will* und sich in diesem Willen sicher verspürt. Routinen werden gern als unproblematische Varianten des ‚rationalen‘ Denkens angesehen (ein Argument, das gerne von Vertretern des Rational Choice-Ansatzes aufgegriffen wird): ‚Rationales‘ Denken, das sich bewährt hat, wird demnach aus arbeitsökonomischen Gründen ins Unterbewusstsein verlagert und bei Bedarf immer wieder (bewusstseinslos) hervorgerufen, könnte aber jeder Zeit gestoppt und revidiert werden – im Übrigen eine Einschätzung, die übersieht, dass ein Großteil der Routinen nicht den Weg vom Bewussten zum Unterbewussten gegangen sind.

Denn es gibt gute Gründe dafür anzunehmen, dass es *zwei* Klassen sozialen Handelns und Kommunizierens gibt, die sich im Hinblick auf die Steuerung durch ein sinnhaft handelndes Subjekt strukturell voneinander unterscheiden: Die eine Klasse von Handlungen und Kommunikation, die durch (Mit-)Handeln erworben werden und nur begrenzt bewusstseinsfähig sind und die andere Klasse des bewussten, abwägenden und zielgerichteten Handelns¹⁹? Auch wenn viele der nicht bewusst erworbenen Handlungen und Kommunikationen durch Reflexion ins Bewusstsein gehoben werden können und damit auch einer begrenzten Kontrolle und Steuerung zugänglich sind, können diese nicht als arbeitsökonomische Ablagerungen ehemaligen bewussten Handelns begriffen werden, gehen sie doch entwicklungsgeschichtlich (ontogenetisch wie phylogenetisch) in der Regel der bewussten sozialen Praxis voran.

((36)) Auch Emotionen nehmen ohne Zweifel Stellung zu dem Lauf der Welt, indem sie vor allem bewerten und auf Handeln drängen. Aber für die Sozialwissenschaften sind sie weitgehend terra incognita, was dazu geführt hat, dass

ihre Bedeutung massiv unterschätzt wird. Insofern ist die qualitative Sozialforschung durch eine starke Betonung des Kognitiven geprägt. Noch schwieriger ist der Begriff der ‚intuitiven Körperprozesse‘ zu fassen. Also solche Prozesse des Handelns, Kommunizierens und Deutens (besonders gut sichtbar bei weiten Teilen der nonverbalen Kommunikation), die völlig ohne unser Wissen stattfinden und somit nicht unter unserer Kontrolle sind. Auch sind hier die oft und verlässlich beschriebenen Prozesse gemeint, die spontan und ebenfalls ohne bewusste Kontrolle zur Findung neuer Erkenntnisse führen (Abduktion).

Sehr gebräuchliche Begriffe für diese Instanz der aufgrund von Kognition, Routinen, Emotionen und Körperprozessen ‚handelnden Stellungnahme‘ (= Entscheidung) sind ‚Seele‘ (auch ‚Psyche‘) oder auch ‚Ich‘ (auch: das Selbst, das Ego oder die Identität). Über die Substantialität und die Qualitäten dieser Instanz rätselt man (trotz alltagsweltlicher Gewissheit, dass sie existiert und was sie ist) schon seit Jahrhunderten – nicht nur in den durch die europäische Philosophie beeinflussten Regionen, aber hier besonders intensiv. Zur Zeit ist die Diskussion über diese Instanz, deren Sitz im Laufe der Geschichte im Inneren des menschlichen Körpers, wenn auch in unterschiedlichen Regionen (Gehirn, Herz, Magen etc.) vermutet wurde und wird, mal wieder in einer heißen Phase. Einig ist man sich – zumindest in der wissenschaftlich informierten Diskussion, dass die Vorstellungen über diese Instanz selbst sozialen Ursprungs sind und damit abhängig von Zeit und Kultur variieren. Dies zeigt auch eine kurze Skizze der Historie dieser Vorstellung.

((37)) Homer sang fast ein Jahrtausend vor der christlichen Zeitenwende zwei berühmte Lieder: das erste über den *Abstieg* einer seinen Gefühlen vertrauenden, jähzornigen und ehrlichen männlichen Identität (Achill) und das zweite über den *Aufstieg* der kalkulierenden, kühl denkenden, lügenden und gezügelten Identität (Odysseus), und manche sehen in der Figur des Odysseus bereits die Aufklärung (und deren Dialektik) grundgelegt (Horkheimer und Adorno 1971, kritisch dazu: Oevermann 1998). Hier im klassischen Griechenland entsteht die Vorstellung eines geistigen rationalen Selbst, das in der Lage ist, den auch unwilligen Körper zu binden und zu bändigen (Beispiel: Odysseus, der sich an den Mast seines Schiffes binden lässt, um einerseits den Gesang der Sirenen zu hören, ihm aber nicht zu verfallen).

((38)) Das Christentum brachte (durchaus von der platonischen Philosophie inspiriert) mit der Zeitenwende auch den Glauben in die Welt, dass das Besondere des Menschen seine Seele ist, die wiederum göttliches Geschenk und somit ein Teil Gottes im Menschen sei, den er jedem Menschen eingehaucht habe. Noch im Mittelalter stritt man über die Frage, wann genau und auf welchem Wege die göttliche Seele in den Körper des Menschen findet und wann und wie sie den Körper wieder verlässt. Und so kam es über hunderte von Generationen zu dem Kampf zwischen der guten Seele und dem sündigen, weil menschlichem Fleisch.

((39)) Das Zerschlagen einer festen Gesellschaftsordnung und die Erfahrungen mit der Macht des Einzelnen in der abwechslungsreichen Geschichte der italienischen Städte des 15. Jahrhunderts, die Wiederentdeckung der alten Schriften und Kulturen durch Kaufleute und die europäischen Humanisten, die Aufklärung und der proklamierte Tod Gottes führten dann im Europa des 18. Jahrhunderts zur Geburt einer Vorstellung, die, nachdem sie etwa drei Jahrhunderte dominant war, auch heute noch, wenn auch nicht mehr konkurrenzlos, die sozial- und kommunikationswissenschaftlichen Ideen von der Besonderheit der Instanz der handelnden Stellungnahme beeinflusst. Gemeint ist die wesentlich von Descartes in die Welt gebrachte Vorstellung eines im Inneren des Menschen (vornehmlich im Kopf oder Gehirn) platzierten ‚Ich‘, das als einheit-

liche, unteilbare, lebendige, geistige Substanz den Kern des Menschen bildet. Diese geistige Substanz ist der wirkliche Herr über den Körper, sie ist sogar in der Lage, gegen den Körper und seine Gefühle zu entscheiden. Dieses Ich ist das Zentrum des Menschen, sein eigentliches ‚Wesen‘, es trägt die Verantwortung für das Tun seines Körpers.

((40)) Mit dem Aufkommen der Sozialwissenschaften zum Ende des 19. Jahrhunderts erodierte allerdings die Vorstellung vom zentrierten Subjekt als geistige Substanz allmählich. Insbesondere anthropologische und soziologische Theorien wiesen die dualistische Vorstellung eines geistigen Ich, das sich substantiell vom Körper unterscheidet, zurück, kritisierten sie als im Kern religiös und machten das Argument stark, dass ein menschliches Ich keineswegs eine eigene Substanz ist, sondern ‚natürliches‘ Ergebnis gesellschaftlicher Interaktion. Marx und Durkheim und natürlich die amerikanischen Pragmatisten und hier vor allem George Herbert Mead betonten immer wieder die monistische Sicht, nach der die Identität des einzelnen Menschen ein Interaktionsprodukt ist, das im Laufe der Ontogenese erst entsteht und auch durch Interaktionsprozesse dort erst seine konkrete Form annimmt. Dennoch herrscht auch hier die Idee einer *einheitlichen*, wenn auch prekären Identität vor (siehe auch Hall 1994). Prekär ist diese Identität, weil sie durch Interaktion gefährdet werden kann, sie kann sich entwickeln, sich aber auch sprunghaft verändern oder massiv geschädigt werden. Dennoch bleibt in dieser Sicht die Identität der Mittelpunkt des Menschen, seine verantwortliche Instanz (siehe hierzu z.B. die Arbeiten Strauss 1974 und Goffman 1977 und 2005).

Schon in diesen interaktionistischen Theorien wird gelegentlich davon gesprochen, dass Menschen je nach Situation und Sozialisation mehrere Identitäten ‚besitzen‘ können. In neueren, durch den Poststrukturalismus beeinflussten Ansätzen spricht man gar von Identitäten ohne echten Kern (Laclau 1990). Hier ist die Identität nicht mehr um einen Kern zentriert, sondern in mehrere Teile ‚zerstreut‘. Diese Flexibilisierung und *Dezentrierung* der Instanz handelnder Stellungnahme (Castells 2002) beschleunigt sich einerseits durch die rasante Bedeutungszunahme neuer Medien (insbesondere des Internets) erheblich und andererseits durch die von allgemeinen Globalisierungsprozessen in Gang gebrachte Erosion von Landes-, Sprach- und Kulturgrenzen. Wenn es nämlich die Einheit kulturell gebundener Interaktion ist, die eine einheitliche Identität schafft, so das Argument, dann fragt sich, was passiert, wenn in globalisierten Gesellschaften die Einheit von Kultur de facto nicht mehr oder nur noch sehr begrenzt gegeben ist. Sind dann individuelle Identitäten nur noch (wie Flusser formuliert) „Verknötungen im energetischen Raum“ (Flusser 1993: 77)?

((41)) Eine Vielzahl von Neurowissenschaftlern/innen geht seit gut einem Jahrzehnt noch weiter: Sie verkünden in und mit den Medien lautstark das endgültige Ende des Subjekts (Prinz 2004; Roth 1998 und 2004; Singer 2002, 2003, 2004). Sie stellen dabei das Gehirn bzw. die Gehirnschaltungen als Urgrund und Ursprung menschlichen Tuns vor. Die Vorstellung eines ‚Ich‘ ist demnach eine vom Gehirn selbst geschaffene Illusion, die dem Organismus lediglich die falsche Gewissheit liefert, er selbst bzw. eine besondere Inneninstanz sei der Urheber und Autor jeglichen bewussten sinnhaften Handelns und Kommunizierens. Pikanterweise stammt eine der schärfsten Formulierungen hierzu nicht von einem Neurobiologen, sondern von einem Philosophen: „Die naturalistische Antwort auf das Problem der *individuellen* Subjektivität lautet: Die ‚Perspektive der ersten Person‘ ist ausschließlich ein Darstellungsphänomen, dem nichts in der objektiven Struktur der Welt entspricht. Wir sind nicht auf

mysteriöse Weise mit einer besonderen innerweltlichen Person und ihrem Standpunkt identisch, sondern wir besitzen in diesem Sinne *überhaupt keine Identität*: Wir sind eine intern mehr oder weniger stark korrelierte Menge aus physischen und psychologischen Eigenschaften, die sich durch die Zeit bewegt. Die *Einheit* des Selbstbewusstseins ist eine repräsentationale Fiktion“ (Metzinger 1996: S. 151, auch: Metzinger 2005 – ähnlich scharf aus Sicht der Gehirnforschung auch Roth 1998 und 2004).

Da die Zeichen für die Gehirnforschung gut stehen, nicht nur, weil sie es auch mittels guter Öffentlichkeitsarbeit erfolgreich geschafft haben²⁰, dass Forschungsgelder für solche Untersuchungen üppig fließen, sondern auch, weil sie in Politik, Medien und Öffentlichkeit oft als abschließende naturwissenschaftlich gesicherte Beseitigung des Subjektivitätsproblems gehandelt werden, sind sie eine ernstzunehmende Herausforderung für jede Art qualitativer Sozialforschung, die weiter darauf besteht, dass Konstitution, Bestand und Entwicklung von Gesellschaft an sinnhaftes Handeln und Kommunizieren gebunden ist und dass dieser Prozess von der Forschung zu verstehen und zu erklären ist.

12. Abschluss

((42)) Obwohl die Liste der offenen Fragen noch lange nicht abgearbeitet ist, kann man guten Gewissens sagen: Qualitative Sozialforschung wird nur dann überleben können, wenn es ihr gelingt, mit guten Gründen die bereits vorhandene Grundlagentheorie, Methodologie und Methode weiter auszubuchstabieren. Sie wird dabei nicht daran vorbei kommen, sich eindringlicher als bisher mit der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion und Theoriebildung auseinanderzusetzen – allerdings immer eingedenk der wissenssoziologischen Einsicht, dass alle Arten von Konzepten und Theorien ihrerseits Ergebnis gesellschaftlicher Konstruktionsprozesse sind.

Anmerkungen

1 Die diesem Hauptartikel zugrunde liegende erste und beinahe doppelt so lange Fassung findet man auf meiner Homepage unter: <http://www.uni-essen.de/kowi/reichertz/>. Danken möchte ich (mal wieder) Christian Lüders. Seit Jahren diskutieren wir immer wieder die Vergangenheit, die Gegenwart und die mögliche Zukunft der qualitativen Sozialforschung. Er ist ein engagierter Sozialforscher, der viele und vielfältige Erfahrungen mit der Beantragung, Organisation, Durchführung und Verantwortung von Forschungsprojekten besitzt. Vieles von dem, was ich im Weiteren schreiben werde, geht auf solche Diskussionen zurück, ohne dass ich angeben könnte, was genau von wem wann gesagt wurde. Dank gebührt auch Ronald Hitzler. Da wir beide uns etwa zur gleichen Zeit über die Zukunft der qualitativen Sozialforschung Gedanken machten, hatten wir noch mehr Gründe als sonst, mit einander zu telefonieren und uns auszutauschen.

2 Wie sehr die Kommunikationswissenschaft noch an den quantitativen Verfahren hängt, dokumentiert sehr gut das aktuelle Buch von Wirth & Fahr & Lauf.

3 Insgesamt wurden in FQS bis Januar 2006 fast 750 Beiträge veröffentlicht. Zwischen dem Ins-Netz-Stellen der ersten Informationen am 2. Juni 1999 und dem 31. Januar 2006 wurde von 1,4 Mio. Rechnern knapp 8,7 Mio. mal auf den FQS-Server zugegriffen, zusätzlich wurden knapp 1,9 Mio. PDF-Dateien heruntergeladen. Mehr als 5.900 Abonnenten erhalten den monatlichen FQS-Newsletter (Stand Januar 2006).

4 Eine Ausnahme ist hier die Arbeit von Heiko Holweg. Hier rechnet ein Quantitativer noch einmal richtig mit den Qualitativen ab. Seine Hauptthese ist, dass Popper mit seiner Methodologie Recht gehabt habe, dass alle Korrekturen der Qualitativen daran falsch seien und dort, wo sie mal Richtiges gesagt hätten, sei dies nur das, was bereits Popper treffend(er) gesagt hat. Das Buch ist eine pralle Polemik, die auch gar nicht vorgibt, etwas anderes zu sein. So entwirft der Autor ein Szenarium, laut dem die Qualitativen eher

tumbe Gesellen sind, die ihren Popper entweder nicht gelesen, oder nicht verstanden haben, die meist lächerliche Argumente vorbringen, denen man auf den ersten Blick schon ansieht, dass sie unhaltbar sind und – ganz offensichtlich würden sie in einer Art Verschwörung (bewusst) die wissenschaftliche Welt täuschen und damit der Wissenschaft Schaden zufügen (vgl. hierzu Holweg 2005).

5 Diesem Befund hat sich Hitzler mittlerweile angeschlossen. Noch mehr: Da der Sinnbegriff so stark variiere, so Hitzlers These, die mir überlegen zu sein scheint, könne er für die qualitative Sozialforschung „schismatisch“ (Hitzler 2006: 6) werden.

6 vgl. hierzu auch eine Formulierung Latours, die allerdings darauf aufmerksam macht, dass nicht nur Einfalt und Unwille Gründe für eine fehlende Selbstaufklärung sein können: „Wer die Umstände des Forschens nicht hinzufügt, nimmt durch die Behauptung von Eindeutigkeit und Einheitlichkeit eine reine Position der Macht ein“ (Latour 2000: 67).

7 Für diese Forschung gilt das Verdikt von Lazarsfeld aus dem Jahre 1962 über die Wissenschaftstheoretiker. Diesen warf er damals vor, sie seien weder an der alltäglichen Arbeit der Forscher interessiert noch wüssten sie darüber Bescheid. Den jungen Qualitativen empfahl er damals, entweder auf den Segen des methodologischen Klerus zu verzichten und weiter zu wursteln (eine Empfehlung, die später oft missverstanden wurde) oder aber die eigenen Methodologen zu werden (vgl. Lazarsfeld 1976: 46). Letzteres legte er damals seinen Mitstreitern ans Herz – nicht die Kunst des Weiterwurstelns.

8 Dieses Sprechen von elaborierten (vgl. hierzu auch Lüders 2004) und ad-hoc Strategien erscheint mir neutraler als von ‚anspruchsvoller‘ und ‚nicht anspruchsvoller‘ Methodologie zu sprechen, wie dies Bohnsack tut – auch wenn beide Unterscheidungen Ähnliches adressieren. Zu Ersteren zählt Bohnsack die Grounded Theory, das Narrative Interview, die hermeneutische Wissenssoziologie, die Ethnografie, die Konversations- und Gattungsanalyse, die objektive Hermeneutik und die Dokumentarische Methode (vgl. Bohnsack 2003). Eine im Kern ähnliche Einschätzung findet sich auch bei Hollstein & Ullrich 2003 – nur dass man hier vom ‚unumstrittenen Kernbestand‘ (29) qualitativer Methoden spricht.

9 Dies gilt natürlich nur, wenn die qualitative Sozialforschung sich nicht heillos zersplittert und wenn die einzelnen Methoden ein gewisses Maß an Standardisierung erreichen und einhalten können.

10 Wenn hier von ‚narrativem Interview‘ gesprochen wird, ist stets die Verbindung von narrativem Interview als Erhebungstechnik und Narrationsanalyse als Auswertungsverfahren gemeint.

11 Das ist gewiss nur halb richtig. Oft wird zwar gezielt der Eindruck vermittelt, als könne man CAQDA als neutrales Tool benutzen, das in (fast) allen Wissenschaftsdisziplinen und bei allen Verfahren und bei allen Textsorten hilfreich ist, da es die Daten vor allem verwaltet und ordnet und bei der Kategorienzuzuweisung und -verbindung die Arbeit erleichtert – also Ordnung schafft. Dass QDA jedoch nicht nur ein neutrales Werkzeug ist, da nämlich jede Art des Ordners, also auch die mit Papier und Bleistift, eine auch theoretisch zu rechtfertigende Form der Theoriekonstruktion ist, wird nur sehr selten explizit gesagt. Ausnahme ist ein Text von Udo Kuckartz. Hier heißt es ausdrücklich: „Organisieren ist analysieren – das Codieren des Materials ist im Kontext sozialwissenschaftlicher Forschung eine Theorie produzierende Aktivität“ (Kuckartz 2005: 186).

12 Ausnahmen sind z.B. Kelle 1994, Kelle & Kluge 1999, Eberle 2000, Endreß & Renn 2004, Kurt 2004 und Lueger 2001, Hitzler 2006.

13 Siehe hierzu auch die einzelnen Beiträge der in FQS geführten Debatte zu den ‚Qualitätsstandards qualitativer Sozialforschung‘ (Moderation: Franz Breuer, Jo Reichertz und Wolff-Michael Roth).

14 Ob mit CAQDA qualitative Sozialforschung effektiver, nachvollziehbarer und gültiger gemacht werden kann, was mit Prestige- und Reputationsgewinnen gerade bei den ‚Quantitativen‘ verbunden ist, wie in Kuckartz & Gruneberg & Lauterbach 2004 behauptet, muss ernsthaft geprüft werden.

15 Die Evidenzbasierung ist kein nützlicher Vorschlag zur Qualitätssicherung qualitativer Forschung, da hier im Kern nur eine mittelmäßige Praxis zur Richtschnur gemacht wird. Damit kann qualitative Sozialforschung nur verlieren.

16 Eine gute Bearbeitung dieses Problems findet sich bei Schröer 2003; beispielhaft für dessen Nichtbeachtung: Przyborski 2004.

17 Welche Geschichten sich auf diese Weise entwickeln können, hat Ute Donk überzeugend nachgezeichnet (Donk 1996).

18 In seinem lesenswerten Buch ‚Lebensweltanalyse und Handlungstheorie‘ hat Thomas Eberle auf die Bedeutung der ‚kleinen Wahrnehmungen‘, der ‚petites perceptions‘, für die Handlungs- und (wenn man so will) für die Entscheidungstheorie von Alfred Schütz hingewiesen (vgl. Eberle 2000: 149 ff.).

19 Eine vergleichbare Unterscheidung hat Bateson eingeführt: Er unterscheidet zwischen dem gezielten und mental gesteuerten Abschießen eines Gewehrs über Kimme und Korn und dem Abfeuern einer Schrotflinte, die

sich für den Schützen verborgen unter einer Tischplatte befindet (vgl. Bateson 1997: 247ff).

20 Der Aufstieg der Gehirnforschung, von dem die qualitative Sozialforschung vielleicht etwas lernen kann, scheint mir historisch der erste Fall zu sein, in dem sich eine Gruppe von Wissenschaftlern direkt an die interessierte Öffentlichkeit und die Medien wandte – und damit Erfolg hatte: Erst ventilierte das Feuilleton der gehobenen E-Presse über Monate das Problem der Willensfreiheit (siehe hierzu auch Geyer 2004), dann diskutierte man auch öffentlich in anderen geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen die Konsequenzen der Gehirnforschung (z.B. Grundmann & Beer 2004; Herrmann et al. 2005; Schnell 2005, Reichertz & Zaboura 2006).

Literatur

Allolio-Näcke, Lars (2006). Potentiale und Grenzen qualitativer Methoden in der Entwicklungspsychologie. Rezension: Aufsatz: Mey, Günter (Hrsg.) (2005). Handbuch Qualitative Entwicklungspsychologie [58 Absätze]. FQS, 7(4), Art. 8. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/4-06/06-4-8-d.htm> [Zugriff: 02. Juli, 2006].

Ayaß, Ruth & Bergmann, Jörg (2006). Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek: Rowohlt.

Bateson, Gregory (1997). Geist und Natur. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Berger, Peter L. & Luckmann, Thomas, 1969: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a.M.: Fischer.

Bergman, Manfred Max & Eberle, Thomas S. (Hrsg.) (2005). Qualitative Forschung, Archivierung, Sekundärnutzung: Eine Bestandsaufnahme. FQS. Vol. 6. No. 2.

Bohnsack, Ralf (2003). Rekonstruktive Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich.

Bohnsack, Ralf (2005). Standards nicht-standardisierter Forschung in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 8. Jg., Beiheft 4, S. 63-81.

Bohnsack, Ralf & Marotzki, Winfried & Meuser, Michael (Hrsg.) (2003). Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung. Opladen: Leske + Budrich.

Bourdieu, Pierre (1990). Was heißt Sprechen? Wien: Braumüller.

Brandom, Robert (2001). Begründen und Begreifen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Breidenstein, Georg & Combe, Arno & Helsper, Werner & Stelmaszyk, Bernhard (Hrsg.) (2002). Forum Qualitative Schulforschung 2. Opladen: Leske + Budrich

Breuer, Franz (Hrsg.) (1996). Qualitative Psychologie: Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Breuer, Franz (2005). Konstruktion des Forschungsobjekts durch methodischen Zugriff. In: Mey, Günter (Hrsg.). A.a.O. 57-102.

Brüsemeister, Thomas (2000). Qualitative Forschung. Ein Überblick. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Buber, Renate & Holzmüller, Hartmut (Hrsg.) (2006 – in Vorbereitung). Qualitative Marktforschung. Wiesbaden: Gabler Verlag.

Burke, Peter (1998). Eleganz und Haltung. Berlin.

Castells, Manuel (2002). Das Informationszeitalter. Bd. II. Die Macht der Identität. Opladen: Leske und Budrich.

Combe, Arno & Helsper, Werner & Stelmaszyk, Bernhard (1999) (Hrsg.). Forum Qualitative Schulforschung 1. Weinheim: Beltz.

Corbin, Juliet (2004). „To Learn to Think Conceptually“. In Conversation with Cesar A. Cisneros-Puebla. In: FQS. Volume 5, No. 3, Art. 32 – September 2004

Corti, Louise & Witzel, Andreas & Bishop, Libbi (2005). Potenziale und Probleme der Sekundäranalyse. Eine Einführung in die FQS-Schwerpunktausgabe über die Sekundäranalyse qualitativer Daten/ An Introduction to the FQS Special Issue on Secondary Analysis of Qualitative Data. FQS, 6(1). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-05/05-1-49-d.htm>.

Damasio, Antonio (2000). Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins. München: List.

Dersch, Dorothee & Oevermann, Ulrich (1994). Methodisches Verstehen fremder Kulturräume. In: Peripherie. Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt. Nr. 53. S. 26-53.

Donk, Ute (1996). „Aber das sind Sachen, die gehen absolut an mir vorbei!“ Strukturelle Probleme in Vernehmungen nicht deutschsprachiger Beschuldigter. In: Reichertz, Jo & Schröer, Norbert (Hrsg.). Qualitäten polizeilichen Handelns. Beiträge zu einer verstehenden Polizeiforschung. Opladen, S. 163-181.

Eberle, Thomas (2000). Lebensweltanalyse und Handlungstheorie. Beiträge zur Verstehenden Soziologie. Konstanz: UVK.

- Eberle, Thomas S. & Elliker, Florian (2005). A Cartography of Qualitative Research in Switzerland [33 paragraphs]. FQS, 6(3), Art. 24. Available at: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-24-e.htm> [Date of Access: Juli 2006].
- Endreß, Martin & Renn, Joachim (2004). Einleitung. In: Schütz, Alfred: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Konstanz: UVK. S. 7-66.
- Erzberger, Christian (1998). Zahlen und Wörter. Die Verbindung quantitativer und qualitativer Daten und Methoden im Forschungsprozess. Weinheim: Deutscher Studienverlag.
- Flick, Uwe (1999). Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. Reinbek: Rowohlt.
- Flick, Uwe (2005). Qualitative Research in Germany and the US. —State of the Art, Differences and Developments [47 paragraphs]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 6(3), Art. 23. Available at: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-23-e.htm> [Juli 2006].
- Flick, Uwe (2006). Qualitative Evaluationsforschung. Konzepte – Methoden – Umsetzung. Reinbek: Rowohlt.
- Flick, Uwe & Kardorff, Ernst von & Steinke, Ines (Hrsg.) (2000). Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt.
- Flusser, Vilém (1993). Die Informationsgesellschaft als Regenwurm. S. 69-78. In: Kaiser, Gert, Matejovski, Dirk und Fedowitz, Jutta (Hrsg.). Kultur und Technik im 21. Jahrhundert. Frankfurt a.M.: Campus.
- Friebertshäuser, Barbara & Prengel, Annedore (Hrsg.) (1997). Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Juventa: Weinheim und München.
- Froschauer, Ulrike & Lueger, Manfred (2006). Qualitative Organisationsdiagnose als Grundlage für Interventionen und als Intervention. In: Frank, Herman (Hrsg.). Corporate Entrepreneurship. Wien: Facultas. S. 234-287.
- Fuchs-Heinritz, (2005). Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gebhardt, Winfried (2003). Vielfältiges Bemühen. Zum Stand kultursoziologischer Forschung im deutschsprachigen Raum. In: Orth, Barbara & Schwietring, Thomas & Weiß, Johannes (Hrsg.) Soziologische Forschung: Stand und Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich. S. 215-226.
- Geertz, Clifford (2000). Available Light. Princeton: University Press.
- Geyer, Christian (Hrsg.) (2004). Hirnforschung und Willensfreiheit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (1977). Stigma. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Goffman, Erving (2005). Rede-Weise. Formen der Kommunikation in sozialen Situationen. Konstanz: UVK.
- Groeben, Norbert (2006). Gibt es Wege aus der selbstverschuldeten Irrelevanz des qualitativen off-streams? Vortrag gehalten am 2. Berliner Methodentreffen. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/4-06/06-4-34-d.htm>.
- Grundmann, Matthias & Beer, Raphael (Hrsg.) (2004). Subjekttheorien interdisziplinär. Münster: Lit Verlag.
- Grunenberg, Heiko (2004). Empirische Befunde zur Qualität qualitativer Forschung. In: Kuckartz, Udo et al. (Hrsg.). Qualitative Datenanalyse: computergestützt. Wiesbaden: VS Verlag. S. 65-80.
- Habermas, Jürgen (1976). Technik und Wissenschaft als ‚Ideologie‘. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1999). Wahrheit und Rechtfertigung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hall, Stuart (1994). Rassismus und kulturelle Identität. Hamburg: Argument Verlag.
- Hepp, Andreas / Winter, Rainer (2006). (Hrsg.). Kultur – Medien – Macht. Wiesbaden: VS Verlag (3. überarb. u. erw. Aufl.).
- Herrmann, Christoph & Pauen, Michael & Rieger, Jochen W. & Schick-tanz, Silke (Hrsg.) (2005). Bewusstsein. Philosophie, Neurowissenschaften, Ethik. München: Fink.
- Hitzler, Ronald (2002). Sinnrekonstruktion. Zum Stand der Diskussion (in) der deutschsprachigen interpretativen Soziologie [35 Absätze]. FQS, 3(2). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-02/2-02hitzler-d.htm> [Datum des Zugriffs: 02, Juli, 2006].
- Hitzler, Ronald (2006). Wohin des Wegs? Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen ‚qualitativen‘ Sozialforschung. Vortrag gehalten am 2. Berliner Methodentreffen. Erscheint in: FQS. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net>.
- Hitzler, Ronald & Honer, Anne (Hrsg.) (1997). Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Opladen: Leske + Budrich.
- Hitzler, Ronald & Reichertz, Jo & Schröer, Norbert (Hrsg.) (1999). Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation. Konstanz: UVK.
- Hollstein, Betina & Ullrich, Carsten (2003). Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Forschung. In: Soziologie, 32, Jg., Heft 4, S. 29-43.
- Holweg, Heiko (2005). Methodologie der qualitativen Forschung. Eine Kritik. Bern: Haupt Verlag.
- Horkheimer, Max & Adorno, Theodor (1971). Dialektik der Aufklärung. Frankfurt a.M.: Fischer.
- Hüther, Gerald (1997). Biologie der Angst. Göttingen: Vandenhoeck.
- Jakob, Gisela & Wensierski, Hans-Jürgen von (Hrsg.) (1997). Rekonstruktive Sozialpädagogik. Weinheim, München: Juventa.
- Joas, Hans & Knöbl, Wolfgang (2004). Sozialtheorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Jüttemann, Gerd & Thomae, Hans (Hrsg.) (1999). Biographische Methoden in den Humanwissenschaften. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Kaiser, Werner (2004). Die Bedeutung von qualitativer Marktforschung in der Praxis der betrieblichen Marktforschung [34 Absätze]. FQS, 5(2), Art. 31. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04kaiser-d.htm> [Datum des Zugriffs: Juli 2006].
- Kelle, Udo (1994). Empirisch begründete Theoriebildung. Weinheim/München: Juventa.
- Kelle, Udo & Kluge, Susanne (1999). Vom Einzelfall zum Typus. Opladen: Leske + Budrich.
- Kelle, Udo & Erzberger, Christian (2000). Qualitative und quantitative Methoden: Kein Gegensatz. In: Uwe Flick & Kardorff, Ernst von & Steinke, Ines (Hrsg.) (2000). A.a.O. S. 299-309.
- Keller, Reiner (2004). Diskursforschung. Opladen. Leske+Budrich.
- Keller, Reiner (2005). Wissenssoziologische Diskursanalyse. Wiesbaden: VS Verlag.
- Knoblauch, Hubert (2000). Zukunft und Perspektiven qualitativer Forschung. In: Uwe Flick & Kardorff, Ernst von & Steinke, Ines (Hrsg.) (2000). A.a.O. 623-631.
- Knoblauch, Hubert & Flick, Uwe & Maeder, Christoph in Kooperation mit Lang, Iain (Hrsg.) (2005). Qualitative Forschung in Europa: Eine Bestandsaufnahme. FQS. Volume 6, No. 3.
- König, Eckard & Zedler, Peter (Hrsg.) (2002). Qualitative Forschung. Weinheim: Beltz Verlag.
- Kromrey, Helmut (2005). „Qualitativ“ versus „quantitativ“ – Ideologie oder Realität? Symposium: Qualitative und quantitative Methoden in der Sozialforschung: Differenz und/oder Einheit? 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, 24.-25. Juni 2005. Verfügbar über: <http://www.berliner-methodentreffen.de/material/2005/kromrey.pdf> [Juli 2006].
- Krüger, Heinz-Hermann & Marotzki, Winfried (Hrsg.) (1999). Handbuch erziehungswissenschaftlicher Biographieforschung. Opladen: Leske + Budrich.
- Kuckartz, Udo (2005). Einführung in die computergestützte Analyse qualitativer Daten. Ein Lehrbuch. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kuckartz, Udo & Grunenberg, Heiko & Lauterbach, Andreas (Hrsg.) (2004). Qualitative Datenanalyse: computergestützt. Methodische Hintergründe und Beispiele aus der Forschungspraxis. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kühl, Stefan & Strodtholz, Petra (Hrsg.) (2002). Handbuch: Methoden der Organisationsforschung. Reinbek: Rowohlt.
- Kühn, Thomas, & Marlovits, Andreas M. & Mruck, Katja (Hrsg.) (2004). Qualitative Markt-, Medien und Meinungsforschung. FQS Vol, 5. No.2.
- Kühn, Thomas (2004). Das vernachlässigte Potenzial qualitativer Marktforschung [81 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [On-line Journal], 5(2), Art. 33. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-04/2-04kuehn-d.htm> [Datum des Zugriffs: Juli 2006].
- Kurt, Ronald (2004). Hermeneutik. Eine sozialwissenschaftliche Einführung. Konstanz: UVK.
- Laclau, Ernesto (1990). New Reflections on the Revolution of our Time. London: Verso.
- Latour, Bruno (2000). Die Kühe haben das Wort. Interview mit Bruno Latour. In: Die Zeit Nr. 49. S. 67.
- Lazarsfeld, Paul F. (1976). Wissenschaftslogik und empirische Forschung. In: Ernst Topitsch (Hrsg.) Logik der Sozialwissenschaften. Köln: Kiepenheuer & Witsch. S. 37-52.
- Lüders, Christian (1993). Spurensuche. Ein Literaturbericht zur Verwendungsforschung. In: Oelkers, Jürgen & Tenorth, Heinz-Elmar (Hrsg.). Pädagogisches Wissen. Weinheim, Basel: Beltz. S. 415-437.
- Lüders, Christian (2000). Herausforderungen qualitativer Forschung. In: Uwe Flick & Kardorff, Ernst von & Steinke, Ines (Hrsg.) (2000). A.a.O. S. 632-642.

- Lüders, Christian & Reichertz, Jo (1986). Wissenschaftliche Praxis ist, wenn alles funktioniert und keiner weiß warum – Bemerkungen zur Entwicklung qualitativer Sozialforschung. *Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau*, 12, 90-102.
- Lüders, Christian & Haubrich, Karin (2003). Qualitative Evaluationsforschung. In: Schweppe, Cornelia (Hrsg.). *Qualitative Forschung in der Sozialpädagogik*. Opladen, Leske + Budrich. S. 305-330.
- Lueger, Manfred (2001). Auf den Spuren der sozialen Welt. *Methodologie und Organisierung interpretativer Sozialforschung*. Frankfurt a.M.: Peter Lang Verlag.
- McNeece, C. Aaron & Thyer, Bruce A. (2004). Evidence-Based Practice and Social Work. In: *Journal of Evidence-Based Social Work*, Vol.1(1). S. 7-25.
- Maiwald, Kai Olaf (2005). Rezension. In: *sozialer sinn*. 6. S. 155-169.
- Mayring, Philipp & Jenull-Schiefer, Brigitte (2005). Triangulation und „Mixed Methodologies“ in entwicklungspsychologischer Forschung. In: Mey, Günter (Hrsg.) A.a.O. S.515-527.
- Medjedović, Irena & Witzel, Andreas (2005). Sekundäranalyse qualitativer Interviews. Verwendung von Kodierungen der Primärstudie am Beispiel einer Untersuchung des Arbeitsprozesswissens junger Facharbeiter. *FQS* 6(1). Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/1-05/05-1-46-d.htm>.
- Metzinger, Thomas (1996). Niemand sein. Kann man eine naturalistische Perspektive auf die Subjektivität des Mentalen einnehmen? S. 130-154 in: Krämer, Sybille (Hrsg.). *Bewußtsein. Philosophische Beiträge*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Metzinger, Thomas (2005). Die Selbstmodell-Theorie der Subjektivität. S. 242-269. In: Herrmann, Christoph et al.: *Bewusstsein. Philosophie, Neurowissenschaften, Ethik*. München: Fink.
- Mey, Günter (Hrsg.) (2005). *Handbuch Qualitative Entwicklungspsychologie*. Köln: Kölner Studien Verlag.
- Mikos, Lothar & Wegener, Claudia (Hrsg.) (2005). *Qualitative Medienforschung*. Konstanz: UVK.
- Mruck, Katja unter Mitarbeit von Mey, Günter (2000). *Qualitative Sozialforschung in Deutschland [54 Absätze]*. *FQS*, 1(1). Verfügbar über: <http://qualitative-research.net/fqs> [Zugriff: 02. Juli, 2006].
- Mruck, Katja & Cisneros Puebla, César A. & Faux, Robert (2005). Editorial: Über Zentren und Peripherien qualitativer Forschung [10 Absätze]. *FQS*, 6(3), Art. 49. Verfügbar über: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-05/05-3-49-d.htm> [Datum des Zugriffs: Juli 2006].
- Oevermann, Ulrich, 1998. Selbsterhaltung oder Sublimierung. In: *Merkur*. 52. Jahrgang, Juni: 483-496.
- Oevermann, Ulrich (2001). Das Verstehen des Fremden als Scheideweg hermeneutischer Methoden in den Erfahrungswissenschaften. In: *ZBBS*, H. H. S. 67-92.
- Opitz, Diane & Witzel, Andreas (2005). The Concept and Architecture of the Bremen Life Course Archive [27 paragraphs]. *FQS*, 6(2), Art. 37. Available at: <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/2-05/05-2-37-e.htm> [Juli 2006].
- Prinz, Wolfgang, 2004: Der Mensch ist nicht frei. Ein Gespräch. S. 20-6. In: Geyer, Christian (Hrsg.). *Hirnforschung und Willensfreiheit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Przyborski, Aglaja (2004). Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden: VS Verlag.
- Reichertz, Jo (1999). Über das Problem der Gültigkeit von Qualitativer Sozialforschung. In: Hitzler, Ronald & Reichertz, Jo & Schröder, Norbert (Hrsg.). A.a.O. S. 319-346.
- Reichertz, Jo (2003). Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung. Opladen: Leske und Budrich.
- Reichertz, Jo & Schröder, Norbert (1994). Erheben, Auswerten, Darstellen. Konturen einer hermeneutischen Wissenssoziologie. In: Schröder, Norbert (Hrsg.) *Interpretative Sozialforschung. Auf dem Weg zu einer hermeneutischen Wissenssoziologie*. Opladen. S. 24-55.
- Reichertz, Jo & Zaboura, Nadia (Hrsg.) (2006). *Akteur Gehirn*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Roth, Gerhard (1998). *Das Gehirn und seine Wirklichkeit*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Roth, Gerhard (2004). Wörüber dürfen Hirnforscher reden – und in welcher Weise? In: Geyer, Christian (Hrsg.). A.a.O. S. 66-85.
- Schaeffer, Doris & Müller-Mundt, Gabriele (Hrsg.) (2002). *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern u.a.: Haupt.
- Schnell Ralf, (Hrsg.) (2005). *Wahrnehmung, Kognition, Ästhetik*. Bielefeld: transcript.
- Schreier, Margrit (2005). Qualitative und quantitative Methoden in der Sozialforschung: Vielfalt statt Einheit! Symposium: Qualitative und quantitative Methoden in der Sozialforschung: Differenz und/oder Einheit? 1. Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung, 24.-25. Juni 2005. Verfügbar über: <http://www.berliner-methodentreffen.de/material/2005/schreier.pdf> [Juli 2006].
- Schröder, Norbert (2002). Verfehlte Verständigung. *Kommunikationssoziologische Fallstudien zu interkulturellen Kommunikation*. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred (2004). *Relevanz und Handeln 1*. Konstanz: UVK.
- Schweppe, Cornelia (Hrsg.) (2003). *Qualitative Forschung in der Sozialpädagogik*. Opladen: Leske+ Budrich.
- Sellers, Wilfrid (1999). *Der Empirismus und die Philosophie des Geistes*. Paderborn: Mentis.
- Singer, Wolf (2002). *Der Beobachter im Gehirn*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Singer, Wolf (2003). *Ein neues Menschenbild?* Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Singer, Wolf (2004). Verschaltungen legen uns fest: Wir sollten aufhören, von Freiheit zu sprechen. In: Geyer, Christian (Hrsg.). A.a.O. S. 30-65.
- Soeffner, Hans-Georg (1989). *Auslegung des Alltags – Der Alltag der Auslegung*. Konstanz: UVK.
- Soeffner, Hans-Georg, (2000). *Gesellschaft ohne Baldachin*. Weilerswist: Velbrück.
- Spitzer, Manfred (2002). *Lernen*. Heidelberg: Spektrum.
- Steinke, Ines (1999). *Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung*. Weinheim und München: Juventa.
- Strauss, Anselm (1974). *Spiegel und Masken*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Strübing, Jörg & Schnettler, Bernt (Hrsg.) (2004). *Methodologie interpretativer Sozialforschung*. Konstanz: UVK.
- Wagner, Hans et al. (1999). *Verstehende Methoden in der Kommunikationswissenschaft*. München: Verlag Reinhardt Fischer.
- Weber, Max (1976). *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr.
- Wernet, Andreas (2000). *Einführung in die Interpretationstechnik der Objektiven Hermeneutik*. Opladen: Leske + Budrich.
- Wilz, Sylvia Marlene (2002). *Organisation und Geschlecht*. Opladen: Leske + Budrich.
- Wirth, Werner & Fahr, Andreas & Lauf, Edmund (Hrsg.) (2006). *Forschungslogik und – Design in der Kommunikationswissenschaft*. Köln: Herbert von Halem.
- Wittgenstein, Ludwig (1977). *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Wohlrab-Sahr, Monika (2000). Qualitative Methoden. Sammelrezension in: *Soziologische Revue. Sonderheft 65*. S. 207-216.
- Ziebertz, Hans-Georg, & Heil, Stefan & Prokopf, Andreas (Hrsg.) (2003). *Abduktive Korrelation*. Münster: Lit-Verlag.

Adresse

Prof. Dr. Jo Reichertz, Universität Duisburg-Essen, Fachbereich Geisteswissenschaften, Universitätsstr. 12, D-45117 Essen

Kritik

Suchbewegungen zum Überleben der Qualitativen Sozialforschung?

Lars Allolio-Näcke und Jürgen van Oorschot

((1)) Auch wenn mit Jo Reichertz ein ausgewiesener Experte der Qualitativen Sozialforschung (QS) gewonnen wurde, müssen wir ihm bereits in *allen* Punkten des Beitragsauftrags ((1)) widersprechen, auch wenn wir die dann folgenden Ausführungen im Wesentlichen teilen: »Forscher und For-